BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36700055600014
S
<36700055600014
Bayer. Staatsbibliothek
E,F

~~Philos. N. 60~~

~~Sch. W. deutsch. p. 212.~~

~~P. O. geron~~

~~474~~

~~Paed. 157^d Glatz~~

Paed. Pr.
1236 – Glatz

H. Lips del. et sculp.

Sc. aus der Erzählung die Freündliche.

Theone
Ein Geschenk
Für gute Töchter.
Zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls

von

Jakob Glatz.

Erster Band.

Ein Seitenstück

Zur Iduna einem moralischen Unterhaltungsbuche für die Weiblichen Jugend.

H. Lips del. et sculp.

Sc. Aus der Erzählung Eleonore

Frankfurt a. M. bei Fr. Wilmans. 1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Theone

Ein Geschenk für gute Töchter.

Von

Jacob Glatz.

Erster Theil.

Vorrede.

Vor zwei Jahren gab ich, in der Absicht, der weiblichen Jugend zu nützen, eine Schrift heraus, die unter dem Titel: „Iduna, ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend" bei Fr. Wilmans in Frankfurt am Main erschien, und mit einem später herausgekommenen Romane: Iduna von Werder, nicht verwechselt werden darf. Mit Wohlgefallen hatte ich an jener Schrift gearbeitet, und dabei nichts mehr gewünscht, als daß ich meine Absicht, zu unterhalten, zu belehren und zu veredlen, nicht ganz verfehlen möchte. Soll ich den

vortheilhaften Recensionen, die von dem Buche in mehreren bedeutenden Journalen erschienen sind, und den von vielen Seiten her erhaltenen Versicherungen von der Brauchbarkeit meiner Iduna für weibliche Veredlung, trauen, so habe ich den Zweck, den ich bei der Herausgabe derselben gefaßt hatte, nicht ganz verfehlt. Ich sage dies darum, theils um auf die gedachte Schrift, als eine Vorläuferinn der gegenwärtigen, diejenigen aufmerksam zu machen, die sie noch nicht kennen, theils um allen denen herzlich zu danken, die mich durch ihre günstigen Urtheile über dieselbe erfreut und aufgemuntert haben. Für einen Schriftsteller, der sich das Ziel gesetzt hat, zu nützen, und mit Besonnenheit und Freudigkeit der Seele sich diesem Ziele zu nähern sucht, ist gewiß

nichts lohnender als der Beifall vernünftiger Leser, nichts schmerzhafter und kränkender, als wenn ein leichtsinniger Beurtheiler ihn in die Classe der Lohnscribenten setzt, und das, was er mit Nachdenken und heiterm Sinne planmäßig schrieb, dem Publikum auf eine klägliche Art bekannt macht. In unsern Tagen, wo eine Schrift die andere drängt, und das Gute mit dem Schlechten in der papiernen Sündfluth untergeht, lohnt es sich ohnedies kaum der Mühe, als Schriftsteller aufzutreten und nach einem Namen zu ringen. Sind nicht Männer, die noch vor einem Jahrzehend gepriesene Namen waren, jetzt beinahe ganz vergessen? Es ist fast Thorheit, in solch' einem Zeitalter nach einer dauernden rühmlichen litterarischen Auszeichnung zu streben. Aber den

freundschaftlichen Händedruck derer, die es mit ihrem Geschlechte wohlwollen, und derer, denen wir unmittelbar oder mittelbar genützt haben, den wollen wir mit Dank annehmen, und uns freuen, daß uns doch mancher Brave kennt und versteht.

Von mehrern Seiten hat man mich aufgefordert, die Iduna fortzusetzen. Ich wünsche, daß man gegenwärtige Schrift als eine solche Fortsetzung ansehe. So wie jene besonders auf sittliche Bildung hinarbeitet, so soll diese, wie schon der Titel andeutet, vorzüglich auf das religiöse Gefühl der Leserinnen wirken. Moralität und Religiosität sind übrigens so innig miteinander verbunden, daß man sie vielleicht nur in der Speculation trennen kann, und ich habe daher in dieser Schrift auf

Verbreitung beider Rücksicht genommen. Die Erzählungen, welche die Theone enthält, sind übrigens weniger auf die Phantasie der Leserinnen berechnet als die der Iduna, weil ich mir die Leserinnen derselben gesetzter und zu ernstern Reflexionen aufgelegter dachte. Das ist auch der Grund, warum ich keinen Anstand nahm, zwei Reden mit abdrucken zu lassen, die von mir in Beziehung auf die Jugend gehalten worden sind. Zwei von den kürzern Erzählungen waren bereits gedruckt, aber in einer Zeitschrift, die wenig ins Publikum gekommen ist, und deren wiederholter Abdruck daher gerechtfertigt werden kann. Schenkt mir der Himmel fernerhin Gesundheit, heitern Sinn und einige Muße, so werde ich noch für das ganz zarte Alter der weiblichen

Jugend eine Anzahl leichter Erzählungen ausarbeiten, und diese Schrift als Vorläuferinn zur Iduna und Theone betrachten, so, daß diese drei Bücher ein Ganzes bilden werden. Da ich vom Druckorte entfernt lebe, und die Correctur nicht selbst besorgen kann, so bitte ich, orthographische und andere Fehler, die sich etwa einschleichen dürften, nicht auf meine Rechnung zu schreiben. In Rücksicht der Orthographie halte ich mich streng an Adelung.

Möchte man die Theone mit Güte und Schonung aufnehmen, und von ihr sagen, daß sie sich dazu eigne, das zu leisten, was der Titel verspricht.

Wien im Juni 1805.

Jacob Glatz.

I.

Die Blattern.

Amalie war die Tochter der Gräfinn Hohenburg, die mit einem ausgebildeten Verstande einen feinen Geschmack und das edelste Herz verband. Ueber alles theuer war ihr Amalie; um so mehr bedauerte sie es, daß sie für ihre Erziehung nicht mehr Sorge tragen konnte. Die vielfachen Verbindungen, in welchen das gräfliche Haus stand, machten es nothwendig, daß viele

zeitraubende Besuche gegeben und angenommen wurden, daß man zu großen Gastmählern eingeladen, und dadurch gezwungen ward, Höflichkeit mit Höflichkeit, Gastfreundschaft mit Gastfreundschaft zu erwiedern.

Amalie wurde zwar durch ihre Mutter, welche die Nachtheile kannte, die daraus entspringen, wenn Kinder schon frühzeitig an den Gesellschaften der Erwachsenen Theil nehmen, von dieser Theilnahme entfernt, und der Leitung einer gebildeten Gouvernante übergeben; allein diese ersetzte die Stelle der Mutter nicht, und Amalie verlor dadurch, daß sie nicht von der letztern allein erzogen wurde, ungemein viel.

Die Gräfinn von Hohenburg lebte in der Residenzstadt eines deutschen Fürsten, der zwei Töchter hatte, Mathilde und Therese. Die Gräfinn besuchte oft den

Hof, und Amalie war fast täglich bei den Prinzessinnen, von denen Mathilde einen guten Verstand mit vieler weiblichen Sanftmuth verband. Böse Blattern hatten ihr Gesicht etwas entstellt, und wenn sie gleich nicht häßlich war, so konnte man sie doch auch nicht schön nennen. Dafür war ihre Seele, ihr Herz um so schöner und liebenswürdiger. Therese hatte ein feines, glattes Gesicht, schöne blaue Augen, einen rosigen Mund, und galt für das reizendste Mädchen im ganzen Lande. Dies fühlte sie, und bildete sich nicht wenig darauf ein. Ihre Eitelkeit bekam oft Nahrung, und erreichte nach und nach den höchsten Grad.

Amalie war auch schön, und wenn man sie in Gesellschaft der Prinzessinn Therese sah, so war es schwer zu entscheiden, welcher von beiden man den Vorzug geben sollte. Ihr Temperament war hei-

ter, munter und lebhaft. Alles erschien ihr von der freundlichsten, lachendsten Seite, und ihre Gouvernante suchte diese Stimmung der Seele auf alle mögliche Weise zu unterhalten.

Mathildens ernsthafteres, sanftes Wesen gefiel Amalien nicht; sie befand sich daher lieber in der Gesellschaft der lustigen Prinzessinn Therese, und hielt sich fast ganz an sie. Mathilden schmerzte dieses sehr. Sie suchte Amalien, die von ihr auf das herzlichste geliebt wurde, für sich zu gewinnen, erreichte aber ihren Zweck nicht. Amalie hielt sich immer etwas entfernt von ihr, und schmiegte sich nur an die Prinzessinn Therese mit aller Anhänglichkeit und Liebe.

Der Gräfinn Hohenburg entging dies alles nicht. Sie machte Amalien aufmerksam, wie viele Vorzüge Mathilde in sich vereinige, wie sie sich durch ihre Beschei-

denheit, ihre Kenntnisse, ihren Eifer, sich innerlich auszubilden, ihre Gutmüthigkeit und Sanftheit auszeichne, wie sehr sie daher verdiene, geliebt zu werden.

Doch die Worte der Gräfinn blieben ohne die gewünschte Wirkung. Mathilde ist mir zu ernsthaft, sprach Amalie, und ich liebe nur freundliche, frohe Menschen. Den heitern Himmel hat man immer lieber als den bewölkten.

Amaliens häufiger Umgang mit der Prinzessinn Therese hatte nicht den vortheilhaftesten Einfluß auf ihr Herz. Therese, der von allen Seiten geschmeichelt, und die nur immer die liebenswürdige, schöne, reitzende Prinzeß genannt wurde, verlor allmählich jene Bescheidenheit, die dem weiblichen Herzen zur größten Zierde dient. Sie fing an, stolz auf diejenigen herabzusehen, mit denen sie sonst freundlich und liebreich umgegangen

war. An allem, was ein ernsthaftes Nach- denken erforderte, fand sie keinen Gefallen. Sie spottete der Lehrgegenstände, die etwas trocken waren, und Anstrengung des Geistes erforderten. Jede Mühe, jede Aufopferung scheute sie. Leicht sollte ihr alles seyn, freundlich alles erscheinen, was sich ihr an- nähern wollte, und da die erstern Wissen- schaften Anstrengung der Seele verlangen, und das Fassen derselben schwerer ist, als an der Toilette zu sitzen, einen Blumenstrauß zu winden, und einen Englischen zu tanzen, so waren sie auch Theresen zuwider, und sie machte fast keine Fortschritte darin. Ihre Lehrer befanden sich dabei in der unange- nehmsten Lage. Sie wollten ihr keine Vor- würfe machen, und ihre Aeltern davon nicht benachrichtigen. So kam es, daß Therese in ihrer innern Bildung sehr zurück blieb,

während Mathilde in derselben mit jedem Tage zunahm.

Amalie wurde durch Therese irre geführt. Auch sie fand bald einen großen Gefallen an den Schmeicheleien, mit denen sie überhäuft wurde, und an den Lobsprüchen, die man ihrer Schönheit ertheilte. Ihre Eitelkeit wuchs mit jedem Tage, und mit ihr eine große Flatterhaftigkeit und Flüchtigkeit. Nur an Tändeleien fand sie Geschmack, alles Ernste, alles, was Anstrengung verlangte, war auch ihr zuwider. Ueber das Trockne der meisten Wissenschaften spottete sie, und wollte davon nichts wissen. So was gehört für bestaubte Gelehrte, sprach sie oft, nicht für das weibliche Geschlecht. Ich wäre nicht klug, mich damit zu martern.

Die Gouvernante bemerkte mit Betrübniß der Seele die Verirrungen Amaliens. Sie suchte sie auf bessere Wege zu leiten,

und machte ihr sanfte Vorstellungen. Allein Amalie war bereits so sehr verdorben, daß sie die Erinnerungen ihrer Gouvernante mit Trotz und Murren erwiederte. Ja sie ging noch weiter. Sie beklagte sich bei der Prinzessinn Therese über die Gouvernante, und machte sich mit ihr über dieselbe lustig.

Die Gräfinn von Hohenburg erfuhr zwar dieses nicht, aber sie bemerkte doch auch den überhandnehmenden Leichtsinn, die steigende Flatterhaftigkeit und Eitelkeit ihrer Tochter, die ihr so sehr am Herzen lag. Was eine Mutter in ihrer Lage thun konnte, that sie, um Amalien auf bessere Wege zu leiten. Allein sie genoß die Freude nicht, zu sehen, daß die Tochter ihren Winken und Aufforderungen folgte. Sie bekam vielmehr oft Veranlassung, über sie Thränen der Betrübniß zu vergießen.

Wie konnte Amalie gerettet werden, aus der Gefahr innerer Werthlosigkeit, der sie im höchsten Grade ausgesetzt war, wenn sie auf dem Pfade fortwandelte den sie mit so vielem Vergnügen betreten hatte? Wenn Muttersorgen, Mutterthränen bisher wenig oder nichts bewirkt hatten, so hätte man denken sollen daß nichts im Stande seyn würde dem Uebel zu steuern. Aber die Vorsehung wußte da Rath wo Menschen nicht mehr helfen konnten. Ein wohlthätiges Unglück rettete sie.

Amalie hatte noch nicht die Blattern gehabt. In ihrem vierzehnten Jahre bekam sie dieselben. Sie waren bösartig und verursachten Amalien viele und anhaltende Leiden. Nichts ist unstreitig wohlthätiger für die Menschheit, als Widerwärtigkeiten und Leiden. Durch sie wird man in sich getrieben, auf sich aufmerksam gemacht,

und zu guten Entschlüssen ermuntert. Dies war auch bei Amalien der Fall. Sie verlor in ihrer Krankheit ihren Leichtsinn und ihre übertriebene Lebhaftigkeit ganz. Sah sie, wie zärtlich ihre Mutter und die Gouvernante für sie besorgt waren, wie sie fast nie von ihrem Bette kamen, wie sorgfältig sie sie pflegten, trösteten und zur Geduld ermunterten, wie sie alles versuchten, ihr die Schmerzen zu lindern, und sie vor Langerweile zu bewahren: so wurde sie im Innersten gerührt über diese große Sorgfalt und Liebe, und fühlte sich beschämt, daß sie sonst ihrer Mutter und der Gouvernante so wenig Freude gemacht habe. Ihr Herz wurde biegsamer, sanfter und besser.

Mehrere Wochen lang durfte Amalie das Bett nicht verlassen. Die Blattern zerstörten ihre Schönheit merklich. Auf dem Gesichte ließen sie Narben zurück, und Amalie

sah nicht einmahl zur Hälfte so hübsch mehr aus als ehemahls.

Die Gräfinn von Hohenburg empfand eine große Betrübniß darüber, daß Amalie um ihre Schönheit gekommen sey, und beklagte sich deshalb bei dem Hofprediger, einem einsichtsvollen, würdigen Manne. Dieser tröstete sie unter andern auch mit den Worten: Er, der unsre Schicksale leitet, hat auch dann seine guten Absichten mit uns, wenn er uns Leiden zuschickt, und manches nimmt, was uns sonst Freude gewährte. Er hat Amalien leiden und ihre Schönheit durch die Blattern vermindert werden lassen. Sicher hat sie dabei gewonnen. Aeußere Reize führen den, der sie besitzt, leicht irre, machen ihn eitel, flüchtig, stolz u. s. w. Verlust derselben rettet sein Herz, seine Tugend.

Die Gräfinn verstand den würdigen Religionslehrer; es drängte sich zwar eine Thräne in ihr Auge, aber sie trocknete sie, und sah mit Blicken voll Tröstung und frommen Sinnes gen Himmel.

Amalie litt noch eine Zeitlang an den Augen. Man war um ihr Gesicht besorgt. Sie zitterte, wenn sie daran dachte, daß sie blind werden könne. Ihr Herz fand jetzt nur in dem Hinblicke nach Gott, und in dem Vertrauen auf ihn, Trost und Beruhigung. Ihr ganzes Innere erlitt eine vortheilhafte Veränderung; sie wurde das Gegentheil von dem, was sie sonst gewesen war.

Endlich wurde Amalie gesund; ihr Augenweh, und die Gefahren, die ihrem Gesichte gedroht hatten, verschwanden ganz. Die Prinzessinnen freuten sich darüber; am meisten nahm die gute Mathilde Antheil an

ihrer Wiedergenesung; einigemahle hatte sie Amalien in ihrer Krankheit besucht; Therese war ausgeblieben, weil sie sich, wie sie selbst sagte, scheute, einen mit Blattern bedeckten Menschen zu sehen. Jetzt, da sie sah, daß Amalie ihr schönes Gesicht verloren, und Narben davon getragen habe, zog sie sich von ihr immer mehr zurück, und diese schloß sich nunmehr an Mathilde an; beide wurden die vertrautesten Freundinnen, und übten sich in allem Guten.

Amalie wurde das beste, edelste Mädchen, was sie schwerlich geworden wäre, wenn nicht Leiden und der Verlust ihrer Schönheit sie niedergebeugt hätten. So weiß der, der alles leitet, auch das, was uns böse und traurig scheint, zu unserm Besten und zum Besten des Guten zu lenken. Die Gräfinn von Hohenburg fand sich durch die Herzensgüte ihrer Tochter für das, was

diese verloren hatte, hinlänglich entschädigt, und dachte an die Worte des Hofpredigers.

Die Prinzessinn Therese heurathete einen der kleinern Fürsten Deutschlands, und fand an seinem Hofe viele Anbeter, von denen sie mit süßen Schmeicheleien überhäuft wurde. Ihre Prachtliebe war groß, und der Aufwand, den sie machte, drückend für das Land, welches ihr daher auch nicht zugethan war. In einer Krankheit verlor sie vieles von ihrer Schönheit, und dadurch auch viele von ihren Anbetern. Ihr fürstlicher Gemahl, dem ihr Prachtaufwand am Ende auch lästig wurde, und den sie weder durch Bildung des Verstandes, noch durch Güte des Charakters für sich zu gewinnen wußte, wurde ihrer am Ende überdrüßig; sie wollte ihn durch ein gleichgültiges und schmollendes Benehmen bestrafen, erbitterte ihn aber dadurch so sehr gegen sich, daß er sie mit der größ-

ten Kälte und am Ende mit Verachtung behandelte. Von nun an war ihr ganzes Glück dahin. Jedermann am Hofe wußte, daß die Fürstinn von ihrem Gemahl gehaßt werde, und vermied ihren Umgang; sie sah sich bald fast ganz verlassen, und wollte darüber verzweifeln. Sie hatte noch nicht das dreißigste Jahr erreicht, als sie ihr Leben endigte. Nicht ohne Grund vermuthete ihr Arzt, daß ein heimlicher Gram zu ihrem Tode das meiste beigetragen habe. Der Fürst fühlte ihren Verlust nicht, und das Land weinte keine Thräne um sie.

Amalie heurathete einen liebenswürdigen Grafen, der sich durch Kenntnisse und einen festen, soliden Charakter ihre Achtung und Liebe erworben hatte. Er machte sie, sie ihn glücklich. Sie lebten ein frohes, schönes Leben.

Fast zu gleicher Zeit, als Amalie, feierte auch die Prinzessinn Mathilde ihr Vermählungsfest. Sie wurde in dem Lande, das ihr Gemahl regierte, bald verehrt und fast angebetet; denn sie verbreitete Frohsinn und Wohlseyn um sich. Bei ihr galt im vollen Sinne der Worte, was der Dichter Gleim sagt: Man zieht gemeiniglich doch eine schöne Seele dem schönsten Körper vor.

II.

Die Freundliche.

Ein herziges, liebes Mädchen war Emilie. Gleich einer frischen, freundlichen Blume stand sie da im Garten Gottes, und verbreitete um sich Wohlseyn und Freude. Wer sie sah, ließ gerne seinen Blick auf ihrem heiteren Gesichte ruhen; wer sie sprach, vernahm mit Wohlgefallen den reinen, einschmeichelnden Klang ihrer Stimme; wer mit ihr umging, genoß der Freuden viele. In Emiliens Gesellschaft wurde es auch dem gedrückten Herzen leicht, fühlte man sich zufrieden und froh, erheiterte sich auch der traurigste Sinn. Nie sah man sie düstern,

nie mürrisch. Immer glänzte in ihrem Auge Ruhe und freudiges Gefühl. Allgemein nannte man sie deshalb die **Freundliche**.

Eine vertraute Freundinn von Emilie war **Henriette**, ein gutes, redliches Geschöpf. Aber ernst war ihr Wesen, still und gesetzt ihr Benehmen, oft bis zur Melancholie traurig ihr Herz. Jeder Unfall konnte sie im Innersten erschüttern, jede Kränkung sie auf lange Zeit mit Mißmuth und Kummer erfüllen. Oft kam sie zu Emilien mit weinenden Augen, fiel an ihre Brust, und klagte ihr mit Thränen ihre innern Leiden.

Mit niemanden ging Emilie, die Freundliche, lieber um, als mit Henrietten, niemand war ihr willkommener als sie, niemanden vertraute sie die Angelegenheiten ihres Herzens mit mehr Unbesorgtheit als ihr. Sie war von der treflichen Denkungsart ih-

rer Freundinn wie von ihrem eigenen Daseyn überzeugt. Ein gleiches Zutrauen hatte Henriette zu Emilien.

Nie ging Henriette ohne Trost und Erheiterung von ihrer geliebten Freundinn. Sie mochte noch so traurig seyn, so bald sie an Emiliens Herzen lag, und von ihr Worte der Tröstung vernahm, wurde ihr Gemüth leichter, es schien, als schwände eine Centnerlast von ihrer Seele, als erhielte Welt und Leben für sie eine andere Gestalt. Sie durfte Emilien nur ansehen, so fühlte sie sich schon beruhigt und erheitert.

Einst befand sich Emilie in einer großen Gesellschaft von Mädchen. Der Himmel umzog sich mit Wolken. Blitze durchkreuzten die Luft, und der Donner wurde immer stärker und stärker. Schlag folgte auf Schlag. Das Haus, in welchem die Mädchen versammelt waren, wurde erschüttert. Mit je-

dem Augenblicke befürchtete man, der Blitz werde herabfahren, alle tödten, und das Gebäude anzünden. Alle zitterten; mehrere liefen zum Bette, und steckten ihren Kopf unter die Bettdecken, um nur das Blitzen nicht zu sehen, und den Donner nicht zu hören; einige jammerten laut, und geberdeten sich kindisch. Die einzige Emilie benahm sich vernünftig. Sie verlor ihre Fassung nicht, nahm einen Stuhl und setzte sich mitten im Zimmer nieder. Freundlich blickte sie um sich, und ermunterte die Andern, nicht so ängstlich zu thun. Mit Engelsheiterkeit sah sie dem furchtbarerhabenen Schauspiele der Natur zu.

Wie könnte ich nur so gleichgültig bleiben, sprach eins von den Mädchen zu Emilien. Ich bin nicht gleichgültig, sprach diese, ich nehme an der prächtigen Naturscene herzlichen Antheil. Das nennst du präch-

tig? sprach eine Andere; schrecklich wolltest du wohl sagen; sieh, wir fürchten uns alle, du allein scheinst nichts zu fühlen.

Ich fühle mich zu Gott erhoben, der auch bei furchtbaren Naturereignissen sich als ein Gott der Liebe und Güte ankündigt, und unser aller Vater ist, versetzte Emilie. Befindet sich ein Kind nicht wohl, wenn es sich an der Seite des Vaters weiß?

Kaum hatte Emilie ausgeredet, als der Himmel ganz erleuchtet wurde, und fast in demselben Augenblicke ein heftiger Donnerschlag erfolgte. Alle Mädchen wurden betäubt, Emilie blieb gefaßt und freundlich. Bald hörte man in der Gasse einen lauten Lärm. Feuer! Feuer! ertönte es. Die Sturmglocke läutete, und die Trommeln der Garnison, welche in der Stadt lag, wirbelten.

Die Mädchen liefen durcheinander und jammerten. Emilie hatte zu trösten. Was hilft euch eure Angst und euer Geschrei? Dadurch werdet ihr das Feuer nicht löschen, sprach sie. Aber ihre Worte blieben ohne Wirkung.

Man erkundigte sich, wo es brenne? In Herrn Woltmars Hause hat es eingeschlagen! rief ein Mann, der bei dem Hause, wo die Mädchen versammelt waren, vorbei lief.

Als Emilie diese Worte hörte, fuhr sie einen Augenblick zusammen. Denn Woltmar hieß ihr Vater. In dessen Hause brannte es. Indeß faßte sich Emilie bald wieder. Unwillkührlich hatten sich ihre Hände gefaltet. Sie blickte gen Himmel. Eine Thräne glänzte in ihrem hellen, blauen Auge. Ein still heiterer Geist verbreitete sich über ihr Angesicht. Freundlich sah sie wie-

der um sich, und sagte: Man wird wohl das Feuer löschen; unsere Feueranstalten sind ja gut.

Was Emilie hoffte, traf ein. Das Feuer wurde gelöscht. Blos eine einzige Kammer in dem Hause ihres Vaters brannte aus. Doch gerade in dieser Kammer stand der Schrank, in welchem sich Emiliens Kleider mit allem befanden, was sie besaß. Er wurde ein Raub der Flammen, und Emilie kam um all ihr Eigenthum. Als sie dies vernahm, wurde sie auf einige Augenblicke betroffen. Henriette, die Freundinn ihres Herzens, eilte herbei, und tröstete sie. Liebes Jettchen, sprach Emilie, ich bin schon getröstet. Ich denke bei meinem Verlust, was Hiob dachte: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobet. Und bei diesen Worten machte Emilie ein so frommheiteres, freund-

liches Gesicht, als wäre ihr eben das Angenehmste begegnet.

Um Emiliens Hand warb ein treflicher Mann; er vereinigte Güte des Herzens mit ungemeiner Bildung des Verstandes. Emilie wurde seine Gattin, oder — was eben so viel sagt — sie wurde das Glück seines Lebens. Es waren heitere, frohe, freundliche Tage, die Beide miteinander lebten. Wölkte sich auch bisweilen der Himmel ihres Lebens, so zerstreute die Sonne Emilie sogleich die Wolke und erleuchtete mit ihrer Freundlichkeit den häuslichen Kreis, den sie um sich geschaffen hatte.

Emilie wurde Mutter. Der Himmel schenkte ihr eine liebe, holde Tochter. Gib ihr einen Namen, Mutter! sprach ihr Mann zu ihr. Sie ist so freundlich, so hold wie du, meine Emilie; soll sie auch so heißen wie du?

Lieber Mann, versetzte Emilie, sie erhalte einen andern Namen. Ich kenne ein freundliches, liebes Weibchen — du kennst es auch — nahe an den nördlichen Alpen — ich darf sie dir nicht näher bezeichnen; unser Kind heiße wie sie — es heiße Hannchen.

Hannchen ward das Kind getauft, und es wurde ein liebes, freundliches Hannchen, so freundlich wie das gute Hannchen an den Alpen, und so freundlich und gut wie die Mutter.

Welch' ein Leben begann jetzt für Emilien! Die Erziehung ihrer Tochter gewährte ihr die reinsten Freuden. Mit gewissenhafter Treue beschäftigte sie sich mit derselben. So wie sich eine neue Kraft bei dem Kinde entwickelte, freute sie sich mit kindlichem Herzen darüber, und machte ihren Mann darauf aufmerksam. Hannchen hatte

bereits das Zahnen überstanden, es fing an, zu gehen und zu sprechen. Tausend Freuden empfanden die Aeltern darüber.

Doch gerade in diesem schönen Alter, wo Kinder am liebenswürdigsten sind, und frohe Hoffnungen wecken, wurde Hannchen von einem Fieber überfallen und starb.

Emilie, die ihr Kind so innig, so unaussprechlich geliebt hatte, empfand ihren Verlust tief. Sie warf sich über die theure Leiche hin, und vergoß die bittersten Thränen; aber bald heiterten sich Auge und Herz der frommen Mutter auf. Eine stille, fromme Anmuth lag auf ihrem Angesichte, und für immer schien der Schmerz aus ihrer Brust verschwunden.

Ich bewundere dich, sprach Henriette zu ihr; dein Kind war dir so lieb und theuer; es ist kaum vier und zwanzig Stun-

den todt, und schon bist du wieder ruhig, und, wie es scheint, sogar heiter.

Liebe Henriette, versetzte Emilie mit einer Thräne im Auge, indem sie die Freundinn an ihre Brust zog, der Tod meines Kindes hat mir eine tiefe Wunde geschlagen. Aber wenn ich daran denke, daß der, der es mir einst schenkte, mir es auch wieder genommen hat, so kommt es mir nicht recht vor, wenn ich mich lange darüber grämen sollte. Wer wahres Vertrauen zu Gott hat, kann sich unmöglich einer langen Traurigkeit hingeben; er fügt sich vielmehr mit frommem Sinn in alles, was seine Vaterhand herbeiführt.

Gutes, trefliches, wahrhaft frommes Weib! rief Henriette aus, o gäbe es solcher Gläubigen viele, dann müßte die Erde zum Himmel werden!

O Henriette, versetzte Emilie, woher hätte ich meinen heitern Sinn, wenn ich nicht oft auf den hinblickte, der unser aller Vater ist. Ihr nennt mich die Freundliche. Wie sollte ich nicht freundlich seyn! Ich denke in Glück und Unglück an Gott, und fühle mich dabei innerlich so froh und gestärkt, daß ich auch äusserlich nicht anders als freundlich seyn kann.

Emilie bekam späterhin mehrere Kinder. Sie wurden ihr ähnlich. Ihr Leben konnte man mit Recht einen immerwährenden blühenden Frühling nennen. Als ihre letzte Stunde schlug, blickte sie freundlich nach ihrem Manne, nach ihren Kindern, nach dem Himmel, und verschied.

III.

Das Denkmal.

Julie war die einzige Tochter rechtschaffener Aeltern. Ihre Mutter, Sophie von Wallstein, zeichnete sich durch die Bildung ihres Geistes vor allen Frauen der umliegenden Gegend vortheilhaft aus. Die geistreichsten Männer suchten ihre Gesellschaft, und fanden in ihrem Umgange Nahrung für den Geist und jene süße, reizende Freude, die der Umgang mit gebildeten Frauen von hellem Verstande und veredeltem Geschmacke Männern von feinerem Gefühle und edlerer Denkungsart zu gewähren pflegt.

Noch mächtiger als auf den Geist wirkte Sophie von Wallstein auf fühlende, bessere Herzen, durch ihr Herz, durch ihre reine, einnehmende Weiblichkeit. Bewundert, gepriesen, fast angebetet und vergöttert, blieb Sophie von Wallstein sich doch immer gleich in ihrem weiblich bescheidenen Wesen, in ihrer frommen, aufrichtigen Demuth.

Männer von tiefer Menschenkenntniß konnten sich diesen Zug in ihrem Charakter nicht erklären, und wurden zur Bewunderung einer so reinen, sich gleichbleibenden Bescheidenheit hingerissen. Sie wußten nicht, daß Sophie ein trefliches Mittel anwende, sich im Guten zu erhalten, und über die Lokkungen der Sünde stets den Sieg davon zu tragen. Sie war eine stille, aufrichtige Verehrerinn der Religion und des Gebetes. Nie verging ein Abend, an welchem sie

nicht, ungesehen von menschlichen Augen, auf ihre Kniee gesunken, und ihrem Vater über dem Sternenzelte ihre Gedanken, Empfindungen und Wünsche vorgetragen hätte. Nie erwachte sie zu einem neuen Tage, ohne in einer einsamen, verschlossenen Kammer auf den Knieen zu ihrem Schöpfer um Kraft, Weisheit und Tugend zu flehen, und ihr Herz vor dem auszuschütten, den sie als das weiseste, gütigste und heiligste Wesen mit kindlicher Liebe und Dankbarkeit verehrte. Nie wandelte sie im Geheimen eine leise Neigung an, von dem Wege des Rechts, der Demuth und Frömmigkeit abzuweichen, ohne daß sie zu dem, der auch die geheimsten Regungen unserer Brust kennt, ihre Zuflucht genommen, und ihn mit Andacht um seinen guten Geist, um Beistand und Schutz gebeten hätte. Traf sie ein Leiden, so näherte sie sich mit ihrem Herzen

der Gottheit, und ermunterte sich betend zu einer frommen Ergebung in den Willen ihres himmlischen Vaters. Ward ihr eine reinere Freude zu Theil, so unterließ sie nie, dem zu danken, von dem alles Gute kommt.

So kam es, daß Sophie von Wallstein in ihren Tugenden sich immer gleich blieb, stets einen zufriedenen, heitern Sinn besaß, die Grenzen der Bescheidenheit und frommer, weiblicher Demuth nie überschritt, den Lockungen und Verführungen der Welt nicht unterlag, in den Tagen der Freude das Gute, das ihr zu Theil wurde, mit Mäßigung genoß, in den Tagen der Prüfung und der Widerwärtigkeiten ihren Muth nie verlor, und gleich einem Engel in menschlicher Gestalt, Freude um sich verbreitend, durch dieses Pilgerleben wallte.

Solch' eine Mutter hatte Julie. Wie nur immer ein edles mütterliches Herz ein

Kind lieben kann, liebte Sophie von Wallstein ihre Tochter. Viel versprach Julie. Die Natur hatte ihr die schönsten geistigen Anlagen geschenkt, und ihr junges, zartes Herz war voll Liebe und Güte, empfänglich für alles Schöne, Edle und Große.

Gleichgültig blieb Sophie bei den Schmeicheleien, die sie von allen Seiten bald über ihren Verstand, bald über ihr Herz hören mußte. Ihr schmeichelten nur zwei Dinge: die Liebe und das Vertrauen ihres Mannes, und der Umstand, daß sie Juliens Mutter war.

Ach, die glückliche Julie! geleitet von einer solchen Mutter, was hätte aus ihr werden können, werden müssen, wenn nicht der, der über Leben und Tod gebietet, die Beste aller Mütter, aus weisen, unerforschlichen Absichten, von dieser Erde abzurufen beschlossen hätte.

Sophiens Gesundheitsumstände waren nicht die besten. Sie litt innerlich so oft, daß ihr Körper nach und nach ungemein geschwächt wurde, und ein frühes Dahinwelken eine baldige gänzliche Auflösung befürchten ließ.

Sophie von Wallstein fühlte es mit jedem Tage mehr, daß sie sich mit schnellem Schritte ihrem Lebensziele nahe. Der Gedanke, von dieser Welt abtreten zu müssen, ohne Juliens Erziehung vollendet und ihr Glück gegründet zu haben, erschütterte einigemahle ihr zartes, tieffühlendes Herz. Aber gleich einem Engel des Trostes trat ihr Glaube vor sie hin: daß Gott der Vater verlassener Waisen sey, und daß er auch für Juliens Bestes huldreich sorgen werde.

Aber benutzen wollte die redliche Mutter die Tage, die sie noch zu leben hatte, ihrer Tochter alles zu werden, was sie ihr

noch seyn konnte. Sie beschäftigte sich fast nur mit Julien, und senkte die besten Lehren in ihre Seele. Gewohnt, täglich reine, frische Luft zu athmen, ging sie mit ihr alle Tage in dem nahen Garten spazieren, und ergoß gegen sie sehr oft ihr mütterliches Herz, daß Julie darüber bisweilen in Thränen der frömmsten Rührung zerfloß.

Im Hintergrunde des Gartens lehnte sich eine felsige Wand an, dicht mit schönen Bäumen bewachsen. In tausendfältigen Krümmungen rieselten kleine, murmelnde Bäche herab, die sich in einem Bassin versammelten, das mit Gesträuche dicht umwachsen war. Dicht neben diesem Bassin befand sich eine Gruppe hoher, breitblättriger Linden. Ein stilles, heiliges Dunkel beschattete diesen Platz. Sophie von Wallstein wählte ihn oft zum Orte ihres stillen Nachdenkens.

Hier erhob sich ihr Geist öfters über das Irdische zum Himmlischen und Göttlichen; hier ging sie nicht selten tief in ihr Inneres zurück, dachte an ihre Bestimmung, an ihre Schwäche, an das, was ihr in geistiger und sittlicher Hinsicht noch mangelte, an Gott und Unsterblichkeit; hier faßte sie edle Vorsätze, stärkte sich im Guten, und tröstete sich, als eine edle, fromme Christinn, bei manchen Widerwärtigkeiten und Leiden des Lebens.

Diesen Platz besuchte Sophie in ihrem kränklichen Zustande auch mit Julien. Das mütterliche Herz ergoß sich hier oft auf die rührendste Weise gegen die geliebte Tochter. Julie lag dann gewöhnlich an der Mutter Brust, und weinte Thränen der Dankbarkeit und banger Besorgniß.

An einem milden Sommermorgen überfiel Sophieen an diesem Platze eine tiefe

Ahndung ihres nahen Todes. Sie drückte die Tochter an ihr Herz. Julie! sagte sie, bald bin ich nicht mehr bei dir. O meine geliebte, meine einzige Tochter! laß mich mit der süßen Hoffnung von dieser Erde scheiden, daß du immer gut und edel bleiben werdest.

Julie weinte. Mutter, liebe, theure Mutter! schluchzte sie, du stirbst noch nicht, du bleibst noch bei uns; ach, ich bedarf deines Rathes, deiner Leitung noch so sehr! Wie unglücklich bin ich, wenn du stirbst!

Julie! versetzte die Mutter, was ich dir noch zu sagen hatte, hast du größtentheils schon von mir gehört. Ich sage dir jetzt, wo meine letzte Stunde bald schlägt, noch das Wichtigste. L a ß n i e a b v o n d e m G l a u b e n a n G o t t, v e r t r a u e i h m m i t L i e b e, u n d l i e b e i h n m i t V e r t r a u e n, und v e r l i e r e s t d u a l l e s,

so verliere nur dich selbst und die Religion nicht; dann darfst du nicht verzweifeln. Geht es nach meinem Wunsche, so werde ich unter diesen Linden begraben. Besuche zuweilen die Stelle, auf der ich ruhe, und erinnere dich der Mutter, die dich unaussprechlich liebte, und der Lehren, die sie dir hier gegeben hat. Ist dein Herz, deine Tugend in Gefahr, so sey dieser, mir so theure Platz deine Zufluchtsstätte, die dir Kraft verleihe, den Lockungen der Welt und den Reizungen zum Bösen zu widerstehen.

Julie lag weinend an der Mutter Brust. Sprechen konnte sie nicht. Diese Stunde war für sie eine heilige Stunde. Noch nie bemerkte Gefühle regten sich in ihrem Innern. Tief gerührt verließ sie mit der geliebten Mutter den Garten.

Es währte nicht lange, so war Sophie von Wallstein nicht mehr. An ihrer entseelten Hülle stand der trauernde Gatte, die tiefgebeugte Tochter und mehrere Freunde, die an der Verstorbenen mit Liebe und Verehrung gehangen hatten. Julie wollte vergehen vor Schmerz, und die Trostgründe, die ihr der Vater vorhielt, blieben ohne Wirkung.

Arme aus den verschiedensten Klassen kamen herbei, umringten den Sarg, worin die Entschlummerte lag, und segneten sie durch laute Klagen und heiße Thränen. Und alle Umstehenden wurden ergriffen durch diese Klagen und diese Thränen. Alle fühlten es tief, daß so ein reines, wohlthätiges, gottgefälliges Leben, als Sophie von Wallstein gelebt hatte, das Schönste und Höchste sey, wornach der Mensch streben könne. Sie hatte Freude und Gutes um sich ver-

breitet, Friede und Einigkeit unter ihren Nebenmenschen zu unterhalten gesucht, Armen, die aus Mangel an Verdienst Noth litten, Arbeit verschafft und manche Erwerbsquellen geöffnet, Kranke erquickt, Unruhige und Bange getröstet, und dadurch aller Herzen für ewig an sich gefesselt.

Rührend war die Scene am Sarge. Mütter mit ihren Kindern umgaben ihn. Diese falteten die Hände, und sahen weinend bald nach der Verstorbenen, bald nach ihren Müttern, bald gen Himmel. Unsere größte Wohlthäterinn ist gestorben, sagten diese zu den Kleinen, und die Kinder jammerten laut.

Herr von Wallstein beschloß, den Wunsch, den seine verewigte Gattinn in Hinsicht des Begräbnißplatzes oft geäußert hatte, in Erfüllung zu bringen. Unter den Linden sollte ihre Hülle ruhen. Nach einigen Tagen

wurde sie in den Schooß der Erde gesenkt. Es geschah in der stillen Stunde der Mitternacht. Tausende von Menschen hatten sich versammelt, unter welchen keiner war, der nicht den tiefsten Antheil an Sophieens Tode genommen hätte.

Um die Leiche unter die Linden zu tragen, standen gegen zwanzig Träger in schwarzen Mänteln bereit. Doch kaum waren sie zehn Schritte mit derselben gegangen, als dreißig Adeliche aus der umliegenden Gegend hervortraten, und den Sarg übernahmen. Sie brachten ihn an das Grab. Heilige Stille ruhte auf der Natur; der Mond verbarg sich unter einem Gewölke; eine Reihe blaßlodernder Fackeln erhellte die düstere Nacht; zehn weißgekleidete Frauen umgaben den Sarg, und schmückten ihn mit Blumenkränzen. Auf das Haupt der Entschlummerten wurden einige Myrthenzweige gelegt. Zwölf Mädchen

streuten Blumen ins Grab. Eine rührende Todtenmusik von blasenden Instrumenten erhöhte die Feyer dieser Augenblicke. Klopstocks Auferstehungslied wurde gesungen, und Aller Thränen flossen. Mit der herzlichsten Theilnahme stimmte der Kreis, der den Sarg umgab, in den Gesang ein:

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh;
Unsterblich' Leben
Wird, der dich schuf, dir geben.
Gelobt sey Gott!

Wieder aufzublühn werd' ich gesät.
Der Herr der Erndte geht,
Und sammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die starben.
Gelobt sey Gott!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag!
Du meines Gottes Tag!

Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich.

Wie den Träumenden wird's dann mir
seyn.
Mit Jesu geh ich ein
Zu seinen Freuden.
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.

Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann, leb' ich
Im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme!
Ihn schau ich dann.

Während des Gesanges wurde die Leiche in das Grab gesenkt und der mütterlichen Erde anvertraut. Thränen der Liebe und des Danks fielen ihr nach.

Julie weinte der geliebten Mutter lange nach. Gleich einem leitenden Engel schwebte ihr das Bild der Verewigten vor, und weckte in ihrer Brust Gefühle der Wehmuth, der Frömmigkeit und Tugend.

Herr von Wallstein ließ seiner beweinten Gattinn ein ehrendes Denkmal setzen. Es erhob sich auf ihrem Grabe, und bestand aus einigen übereinander gethürmten Felsstücken, zwischen welchen Rosen, Lilien und Nachtviolen blühten. Auch wurde daneben eine Thränenweide gepflanzt, welche mit ihren hängenden Zweigen einen Theil des Monuments bedeckte. An dem Fußgestelle desselben waren in einer Marmortafel die Worte eingegraben:

Hier ruhet
Von den Mühen und Leiden des Lebens
Eine treue Gattinn,

Eine zärtliche Mutter,
Eine redliche Freundinn,
Eine wahre Verehrerinn Jesu,
Sophie von Wallstein.

Einige Tage nach der Errichtung des schönen Denkmals fand man nach der Zeile: „Eine wahre Verehrerinn Jesu“ die Worte: „Eine Wohlthäterinn der Armuth; Eine Trösterinn der Leidenden“ eingegraben. Ihr edler Gatte wurde zu Thränen gerührt, als er diese Worte las, und darin einen deutlichen Beweis dankbarer Anhänglichkeit an die Verewigte von Seiten der Armuth entdeckte.

Es waren bereits einige Monate verflossen, daß Julie ihre geliebte Mutter verloren hatte. Der Schmerz über ihren Verlust löste sich nach und nach in stille Wehmuth und diese in eine milde Heiterkeit auf.

Julie fing an, von neuem aufzuleben, und an den Freuden der Welt Theil zu nehmen. Der Vater bemerkte dies nicht ohne Vergnügen, denn er hatte nicht ohne Grund befürchtet, Juliens Kummer über der Mutter Tod könnte nachtheilige Folgen für ihre Gesundheit nach sich ziehen. Er war daher auch wohl zufrieden, daß Julie die Einladung einiger Mädchen zu einem gesellschaftlichen Vergnügen annahm.

Julie fand in dem Kreise dieser Mädchen viel Frohsinn, der ihr Anfangs widerstand, da ihr Herz noch immer zum Ernste gestimmt war, doch allmählich heiterte sich ihr Gemüth auf, sie nahm Theil an den Scherzen der Gesellschaft, und vermehrte sie durch die ihrigen.

Man lud Julien für den kommenden Sonntag wieder ein, an den Unterhaltungen dieses jugendlichen Kreises Theil zu neh-

men. Der Vater, der sie aufzuheitern wünschte, gab ihr die Erlaubniß, hinzugehen. Diesmal war Julie schon aufgeweckter als das erstemal. Sie gab sogar einige muntere Spiele an, durch welche die Gesellschaft angenehm unterhalten wurde, und stimmte von Herzen in ein Lied an die Freude mit ein.

Jeden Sonntag begab sich Julie in diese Gesellschaft. Leider befanden sich in derselben mehrere leichtsinnige Mädchen, die keine gute Erziehung genossen hatten, und, da es ihnen nicht an Geist und Witz fehlte, den andern leicht gefährlich werden konnten. Sie führten bisweilen thörichte, freie Reden; erzählten Geschichten, die in mancher Hinsicht anstößig waren; erlaubten sich Anspielungen und Scherze, die mit den Gesetzen des Wohlanstandes und weiblicher Sittsamkeit nicht übereinstimmten, und verrie-

then durch ihr ganzes Betragen sehr deutlich, daß sie weder ein feineres weibliches Gefühl, noch ein gutes Herz besaßen.

So sehr nun auch dieses alles Julien in hohem Grade mißfiel, so gewöhnte sie sich doch allmählich daran, und ehe sie es merkte, hatte der Umgang mit jenen Mädchen den nachtheiligsten Einfluß auf ihr Herz geäußert. Sie wurde in ihrem ganzen Wesen freier und ungestümer; die stille, einfache Lebensart, die in des Vaters Hause herrschte, gefiel ihr nicht mehr so sehr als sonst, sie wünschte kostbarere Kleider, und war unzufrieden, wenn sie in manchen Stükken eingeschränkt, und ihre Wünsche nicht befriedigt wurden. Herr von Wallstein war ein viel zu vernünftiger Mann, als daß er die plötzliche Veränderung seiner Tochter nicht bald hätte bemerken sollen. Er fühlte darüber innige Betrübniß, ließ dieses Julien

deutlich genug merken, und sann im Stillen auf Mittel, sie zu erforschen, und auf den rechten Weg, den sie verlassen hatte, zurückzuführen.

Der gute, redliche Vater fand sich dieses Geschäftes bald überhoben. Julie befand sich eines Sonntags wieder in jener Gesellschaft. Es fiel darin manches vor, was ihr unangenehm war, und sie in ihr Inneres zurückschreckte. Sie wurde nachdenkend. Man spottete ihres Ernstes. Dies schmerzte sie tief. Sie zog sich in einen einsamen Winkel zurück, ging in sich, und konnte sich nur mit Mühe der Thränen enthalten. Das Bild ihrer verewigten Mutter schwebte vor ihrer Seele. Ein heiliger Schauer durchdrang ihre Brust. Sie entfernte sich aus der Gesellschaft. Mit beklommenem Herzen eilte sie in den Garten, wo die entseelte Hülle ihrer Mutter lag. Sie war dem

Denkmale schon nahe, als sie an demselben eine gutgekleidete und wohlgebildete Frau mit drei Kindern erblickte. Das kleinste, ein Mädchen von ungefähr drei Jahren, ein liebes, holdes Kind, hatte an dem einen Arm ein kleines, niedliches Körbchen, mit Blumen gefüllt. Es bemühte sich, einige derselben auf das Grab hinzustreuen. Das andere Mädchen, acht Jahre alt, umzog einen Theil des Monuments mit grünen Guirlanden, und ein Knabe, etwas älter als dieses Mädchen, kroch auf dem Denkmale herum, und legte auf mehrere Stellen desselben Blumenkränze.

Julie wurde durch den Anblick dieser Scene in ein angenehmes Staunen versetzt. Sie trat an das Monument. Die Kinder ließen sich nicht stören. Wohl aber gerieth die Frau in eine kleine Verlegenheit. Julie ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein. Ach,

sagte die Unbekannte, wenn Sie wüßten, wie viel ich der guten, frommen Seele zu danken habe, die hier schlummert! —

Bei diesen Worten traten der gerührten Frau die Thränen in die Augen. Sie erfuhr, daß Julie die Tochter der Verstorbenen sey. Glücklich, glücklich sind Sie, rief die Unbekannte aus, daß Sie eine so edle, trefliche Mutter gehabt haben!

Julie bat die Frau, sie möchte ihr erklären, wie sie an ihrer verstorbenen Mutter so großen Antheil nehmen könnte.

„Liebes Fräulein, sprach die Frau, vor acht Jahren wohnte ich an diesem Orte. Sie waren damahls vielleicht sieben bis neun Jahre alt. Ihre gute, fromme Mutter ließ mich zuweilen rufen, und unterhielt sich mit mir, gab mir gute Lehren, und wiederholte mir oft, daß ich mich bestreben müß-

te, thätig, genügsam, gut und fromm zu seyn."

„Ich war aber ein sinnliches, leichtsinniges Mädchen. In meinem achtzehnten Jahre heurathete ich. Nun glaubte ich, ganz nach meinen Einfällen leben zu können. Ich ging den Vergnügungen nach, wollte nur immer und immer genießen, und fand weder an weiblichen Arbeiten, noch am Lesen nützlicher Schriften, noch an dem Umgange gebildeter Menschen Geschmack. Meine angenehmste Beschäftigung war, meine Kleider zu ordnen, mich um die Geschichte der Moden zu bekümmern, mich geschmackvoll anzukleiden, Gesellschaften und Bälle zu besuchen, und mit süßen Herren, die mich mit Schmeicheleien überhäuften, herumzuschäkern. Jeder ernsthafte gebildete Mann schien mir ein unausstehlicher Pedant; ich war durch die Liebkosungen arger Schmeich-

ler für jedes Ernstere, Höhere verloren. — Jener Knabe, den Sie auf dem Denkmale sehen, ist mein Sohn. Er wurde geboren, als mein Herz noch voll Thorheiten war. Das arme Kind wurde einer Amme übergeben, denn mir schien es zu lästig, dasselbe selbst zu säugen. Ich vernachläßigte es ganz, und ging meinen Vergnügungen nach.“

„Das bemerkte Ihre liebe, fromme Mutter. Sie kam zu mir; sie betrachtete den Säugling mit Freude, bald aber mit sichtbarer Wehmuth. Dies ging mir durchs Herz. Wir waren allein. Liebe Freundinn, sprach sie in einem Tone, der alle meine Glieder durchdrang: Sie haben ein liebes, freundliches Kind. O wie froh müssen Sie über dies Geschenk des Himmels seyn!“

„Ich sah zur Erde. Meine Wangen glühten wohl. Ihre trefliche Mutter fing

nun an, von dem Glücke des häuslichen Lebens, als von dem reinsten, höchsten Glücke auf Erden, zu sprechen. Sie sprach so schön, so eindringlich, so wahr, daß ich tief erschüttert wurde, ihr fast zu Knieen fiel, und reumüthig bekannte, daß ich bis jetzt, aus Thorheit und Leichtsinn, dieses Glück noch nicht genossen hätte."

„Die edle, trefliche Frau sprach mir jetzt so sehr an's Herz, und forderte mich so warm und innig auf, nur in stillen häuslichen Freuden das Glück des Lebens zu suchen, daß ich mit heißen Thränen versprach, ihren Rath zu befolgen, und sie mir zum Muster zu nehmen. Sie drückte mich an ihr Herz, und wünschte, daß der, der zu allem Guten Kraft und Gedeihen gibt, meine Vorsätze segnen möge. Diese Augenblicke waren vielleicht die seligsten meines Lebens. Es schien mir, als öffne sich mir ein Him-

mel, als träte ich vor den Thron dessen, der über den Sternen wohnt."

„Ich fing nun an, meine Vergnügungen ausser dem Hause einzuschränken, und verließ dasselbe nicht oft. Meinem Manne suchte ich die Sorgen zu vertreiben, und sein Herz aufzuheitern. Mit Freuden bemerkte er die Veränderung meiner Lebensart und meines ganzen Wesens. Inniger wurde jetzt seine Liebe zu mir. Ich bemerkte es, und fühlte mich glücklich. Mein Kind stillte ich nun selbst. Wonne durchströmte meine Seele, wenn der holde Säugling an meiner Brust lag, und freundlich zu mir hinauf lächelte, kindlich seine kleinen Hände nach mir streckte, und sich mit Liebe an die Mutter schmiegte."

„Es ging mir von nun an ein neues, schöneres Leben auf. Ich lernte Freuden kennen, die mir bis dahin unbekannt ge-

blieben waren. Zum Widerwillen reizten mich fast alle Zerstreuungen, die ehemahls für mich den größten Reiz hatten; nur in meinem Hause, im Kreise der Meinigen fühlte ich mich herzlich froh und glücklich."

„Mein Leben gewann mit jedem Tage mehr Reiz. Oft wenn ich mit meinem Manne in süßer Vertraulichkeit über das Glück sprach, das wir genössen, dankten wir Ihrer lieben, treflichen Mutter. Denn was wäre aus mir ohne ihren Rath, ihre Lehren, ihre Theilnahme an mir geworden? Ich besuchte sie, so lange ich an diesem Orte lebte, oft, und betrachtete sie immer mit Ehrfurcht und Liebe als den Engel meines Glücks, als den Schutzgeist meiner Tugend."

„Vor acht Jahren zogen wir in eine andere Stadt, wo mein Mann eine vortheilhafte Anstellung erhielt. Wir lebten immer glücklich. Die Sehnsucht, meine Vaterstadt

wieder zu sehen, brachte mich gestern hieher. Umhin konnte ich nicht, die Stelle zu besuchen, wo meine größte Wohlthäterinn ruht. Ich genoß einige der heutigen Nachmittagsstunden im Freien. Die Kinder pflückten Blumen, und wanden Kränze. Wem sollen wir sie geben? fragten sie mich mit unbefangner Freundlichkeit. Kommt, sagte ich, ihr sollt sie einer frommen, guten Frau geben.“

„Ich brachte meine Kinder hieher. Wo ist die fromme, gute Frau, die wir bekränzen sollen? fragten sie. Sie ist bei Gott im Himmel, antwortete ich. Die Kinder sahen mich an, und wurden ernst. Lieben Kinder, sagte ich, seht, hier unter diesen Denksteinen liegt ihr Körper begraben; aber ihre Seele ist bei Gott, denn sie war gut, gefällig, arbeitsam, freundlich und fromm.“

„Meine Kinder kamen nun von selbst auf den Gedanken, das Denkmal mit Blumen zu zieren, und meine Doris, das mittlere von meinen Kindern, bemerkte dabei in voller Unschuld: Liebe Mutter, wie muß ich denn seyn, damit man mich auch einmahl so lobe, wenn ich gestorben bin, und damit man dann auch Blumenkränze auf mein Grab streut?“ —

„Ach, liebes Fräulein, Sie wissen nicht, wie solche Reden unschuldiger Kinder einer Mutter wohl thun. — Wie sehr freue ich mich, daß ich Sie kennen gelernt, und daß ich gerade an dem Grabeshügel einer edlen Mutter die Tochter getroffen habe, die ihr einst gleichen wird an Weisheit und Tugend.“

Die Erzählung der dankbaren Frau verfehlte ihres Eindrucks nicht. So schlicht und ungeschminkt sie war, so sehr ging sie Ju-

lien zu Herzen. Beide weinten Thränen am Grabe der edlen Verstorbenen. Julie unterhielt sich noch lange mit der Frau. Diese verließ hierauf den Garten. Julie blieb an dem Denkmale zurück. Sie sah sich allein; die Dämmerung fing an, in ein nächtliches Dunkel überzugehen. Julie sank am Grabe der Mutter nieder. Tief bewegt war ihr Innerstes; das Herz ergoß sich in Thränen. O Mutter! Mutter! schluchzte sie, sieh herab auf deine Tochter, und laß sie werden, was du warst. Gesündigt habe ich, daß ich mich durch böse Beispiele verführen ließ, mit meiner Lage unzufrieden zu seyn, und nach Dingen zu streben, die uns kein wahres Glück gewähren. Nie, nie soll dieses wieder geschehen.

Mit leichterem Herzen ging Julie nach der Wohnung. Heiter, aber die Augen voll Thränen, fiel sie dem Vater an das redli-

che Herz. Was ist dir, meine Tochter? fragte dieser betroffen.

O mir ist wohl, mein Vater! versetzte sie, über alles wohl. Ich komme von dem Grabe der Mutter; ich will werden, was sie war.

Der Vater drückte die geliebte Tochter inniger an seine Brust, und eine Zähre der Freude rollte über seine Wange. Du wirst viel werden, und glücklich seyn, sprach er, wenn du wirst, was deine Mutter war.

Was die Mutter war, wurde auch Julie. Sie beglückt jetzt einen würdigen Mann. Oft sieht man sie mit ihm und ihren Kindern am Denkmale der Mutter sitzen, und das Andenken derselben ehren. Bisweilen erklingt ihre Guitarre zu dem bekannten Liede:

Wenn hier von uns, die Gott vereint,
Der Letzte auch hat ausgeweint,

Dann wird ein frohes Wiedersehn
Auf ewig unser Glück erhöh'n.

Herr uns'rer Tage, führe du
Uns alle diesem Ziele zu,
Daß uns bei standhaft frommer Treu
Des Lebens Ziel willkommen sey.

Thränen religiöser Rührung benetzen dann die Wangen der frommen Aeltern und Kinder, und oft scheint freundlich der Mond auf diese Thränen dankbarer Liebe herab.

IV.

Am Grabe eines verdienten Lehrers.

Ruhe sanft, du, den im Schooß der Erde
Asche bald und kühles Dunkel deckt; —
Ruhe sanft, bis einst ein neues Werde!
Dich zu einem neuen Leben weckt.
Ruhe sanft, und blicke auf die Deinen,
Denen du hier Lehrer warst, herab!
Manche Gute, manche Edle weinen
Hier, Verklärter, still an deinem Grab.
Einst, o einst, wann wir dich wieder finden,
Wann auch uns des Lebens Vorhang füllt,
Werden wir dich, Sel'ger, wiederfinden
In den Lichtgefilden jener Welt!
Ruhe sanft; in Jesu heil'gem Namen
Sprechen wir bei deinem Grab ein stilles Amen!

V.

Die Geizige.

Nanette war die Tochter eines Kaufmannes, von dem die ganze Stadt sagte, daß er wohlhabend sey. Er hatte ein bequemes Auskommen, zwei Häuser, einen großen Garten, ein schönes Waarenlager und eine eigene Equipage. Außer Nanetten hatte Herr Wölmer — so hieß der gedachte Kaufmann — noch Eine Tochter, Rosette, die ihm das Leben sehr verschönerte und versüßte.

Beide Schwestern besaßen viele gute Eigenschaften; sie liebten einander selbst und ihre Aeltern, waren folgsam gegen die letz-

tern, und fanden keinen Gefallen an großen Gesellschaften, in denen die Sitten der Jugend leicht verdorben werden, und an großem Aufwande, den besonders das weibliche Geschlecht liebt, und der oft die Hauptursache ist, daß manche sonst wohlhabende Familie in Noth und Elend schmachtet.

Aber so sehr auch Nanette und Rosette in vielen Tugenden übereinstimmten, so unähnlich waren sie einander in Einem Stücke.

Rosette liebte die Sparsamkeit, und gab für unnöthige Dinge kein Geld aus. Konnte sie aber jemanden mit irgend etwas dienen, so that sie es mit Freuden, und schonte dabei die kleine Casse nicht, die sie sich nach und nach gesammelt hatte.

Auch Nanette war sparsam, und der Vorwurf, daß sie auch nur einen Pfennig verschwende, konnte niemanden weniger gemacht werden als ihr. Aber ihre Sparsam-

keit ging zu weit, und artete, statt eine Tugend zu bleiben, in einen Fehler aus, den man — Geiz zu nennen pflegt. Sie wollte nur immer recht viel haben, scharrte Geld und andere Dinge mit dem größten Eifer zusammen, und scheute auch solche Ausgaben, die durchaus nöthig waren. Kam ein armer, nothleidender Mann zu ihr, und bat sie um ein Almosen, so wies sie ihn mit verdrießlichen Blicken von sich, und rief ihm zu, daß sie ihm nichts geben könne, und daß er lieber arbeiten als betteln sollte.

Schon als kleines Mädchen verfiel Nanette in den Fehler des Geizes. Sie hatte ein eigenes Schränkchen, in welchem sie ihre Sachen aufbewahrte. Dieses hielt sie immer fest verschlossen, damit daraus nur nichts verloren gehe. Alles, was sie zu ihrem Eigenthume machen konnte, sperrte sie

in dieses Schränkchen ein, bei dem man sie oft sitzend und ihre Sachen betrachtend antraf. Näherte sich jemand demselben, und es stak der Schlüssel darin, so lief sie gleich hinzu und wich nicht von der kleinen Commode, weil sie befürchtete, man könnte ihr etwas daraus stehlen. Dieses Mißtrauen ließ sie nie ruhig seyn, und artete am Ende so sehr aus, daß sie es selbst gegen ihre Aeltern und gegen ihre Schwester Rosette an den Tag legte. So machte der Geiz Nanetten nicht nur unruhig, sondern auch gegen ihre Nebenmenschen mißtrauisch, und selbst gegen die ungerecht und argwöhnisch, die es am besten mit ihr meynten. Solche Folgen zieht dieser häßliche Fehler nach sich.

Eines Tages wurde Rosette von der geizigen Schwester sehr gekränkt. Nanette feyerte ihr Geburtsfest, und lud mehrere Freundinnen zu sich. Diese wußten, daß Nanette

habsüchtig und eigennützig sey, und brachten ihr daher beträchtliche Geschenke, die von ihr mit großer Freude aufgenommen wurden. Rosette hatte ihr einen Rosenstock und eine niedliche Englische kleine Scheere geschenkt. Damit war Nanette nicht zufrieden; sie hatte von der Schwester mehr erwartet, und nahm daher ihr Geschenk mit verdrießlichem Gesichte auf. Sie dankte zwar dafür, aber ihr Dank war so kalt, daß Rosette es sogleich bemerkte, er komme nicht von Herzen.

Als die Freundinnen, die eingeladen waren, sich eingefunden hatten, ging Nanette die Geschenke durch, die sie als Angebinde bekommen hatte. Sie machte über jedes derselben Bemerkungen, und vergaß bei keinem, auf den Preis desselben hinzudeuten. „Das Ridicül, sprach sie, das mir Therese verehrte, ist wohl wenigstens seine zwei Tha-

ler werth. Der Fächer, den mir Josephe geschenkt hat, kostet wenigstens fünf Gulden. Der Ring, den ich von meiner lieben Jette bekommen habe, ist unter einem Ducaten nicht gekauft worden, und das seidene Tuch, das du, beste Caroline, mir gebracht hast, ist gewiß unter Brüdern zwei Ducaten werth. — Seht, hier habe ich auch das allerliebste Geschenk von meiner allerliebsten Schwester Rosette. Diesen Rosenstock hat sie selbst gepflanzt; ich weiß nicht, wie hoch man die Mühe anschlagen soll, die sie darauf verwandt hat, ob auf einige Groschen oder auf einige Thaler? Auch hat sie mir ein würziges Scheerchen geschenkt; nicht wahr, Rosette, sechs Groschen kostet es? Mehr ist es wenigstens nicht werth.“

Rosette, die ein feines Gefühl hatte, wurde durch diese schnippischen Bemerkungen

ihrer eigennützigen Schwester in eine kleine Verlegenheit gesetzt. Sie fühlte, wohin Nanette deute, und ihre Wangen rötheten sich. Nach einigen Augenblicken faßte sie sich. Liebe Schwester, sagte sie, einen so geringen Werth auch die Kleinigkeiten haben mögen, die du von mir erhalten hast, so kannst du dabei doch überzeugt seyn, daß ich sie dir mit einem Herzen übergeben habe, das dich aufrichtig liebt. Den Rosenstock habe ich mit aller Sorgfalt gepflegt, und mich dabei immer gefreut, wenn ich daran dachte, daß er dir einst ein kleines Vergnügen machen werde. Die kleine Scheere habe ich mir aus Hamburg kommen lassen, damit du eine ächt Englische bekämst. Es thut mir leid, daß dir weder das Eine noch das Andere jetzt Freude macht.

O es macht mir ja alles, alles recht viele, viele Freude! versetzte Nanette in einem

empfindlichen Tone. Aber die Freundinnen, die mir hier so schöne, kostbare Sachen schenkten, haben dieß doch auch mit einem aufrichtigen Herzen gethan. Daran zweifelst du doch nicht?

Ich verstehe dich, Nanette! erwiederte die gekränkte Schwester. Eine Thräne des Unmuths und des beleidigten schwesterlichen Gefühls drängte sich in ihr Auge. Sie ging nach der Thüre des Zimmers, öffnete sie, und entfernte sich aus der Gesellschaft.

Nanettens Freundinnen sahen einander an. Jede von ihnen fühlte es, wie unartig sich Nanette gegen ihre Schwester betragen habe; sie bedauerten Rosetten, und gaben ihr Recht. Nanetten tadelten und verachteten sie im Herzen, ob sie ihr dieses gleich weder sagten, noch auf eine andere Weise zu erkennen gaben. Deßhalb glaubte diese auch, daß sie durch ihr unbilliges Be-

nehmen gegen die Schwester in der guten Meynung ihrer Freundinnen nichts verloren habe. So täuscht sich manches Mädchen. Es wähnt, als bemerke niemand die Fehler, an denen es leidet, weil niemand diese Fehler laut tadelt; aber im Innern mißbilligt sie mancher, und dem, der unsichtbar unsere Schicksale leitet, und unsere geheimsten Gedanken und Regungen kennt, bleibt keine unserer Untugenden unbekannt, wenn sie auch allen Menschen ein Geheimniß bliebe.

Nanettens Freundinnen suchten Rosetten auf. Sie fanden sie in dem Garten in einer Laube, wo sie weinte. Liebes Röschen, sprach Caroline zu ihr, warum fliehest du unsre Gesellschaft? Weißt du nicht, wie sehr wir alle dich lieben? Fehlst du uns, so können wir nicht froh seyn. O so komme daher wieder ins Zimmer, damit wir froh seyn können.

Rosette, die eine liebenswürdige Herzensgüte besaß, trocknete sich heimlich die Thränen von den Wangen. Auch ich bin gerne unter euch, sagte sie mit rührender Sanftmuth, hängte sich in den Arm ihrer vertrauten Freundinnen Caroline und Therese, und begab sich mit ihnen in das Zimmer.

Unterdeß hatte Nanette die erhaltenen Geschenke sorgfältig in ihren kleinen Schrank gepackt. Sie setzte sich neben demselben hin, und betrachtete sie mit lächelnder Miene und mit den Worten: Heute bin ich um vieles reicher geworden! Das Herz lachte ihr im Leibe, hätte man von ihr sagen können, so groß war ihre Freude über diese Vermehrung ihres Eigenthums.

Die Freundinnen traten mit Rosetten ins Zimmer. Nanette stand auf, und ging ihnen entgegen. Wollen wir nicht ein gemeinschaftliches Spiel machen? fragte sie,

und führte die Gesellschaft der Mädchen in die anstoßende größere Stube, wo gespielt werden sollte. Alle waren vergnügt; Rosette vergaß das Vorgefallene und stimmte ihr Herz zur Heiterkeit; am lustigsten war Nanette, denn so oft sie im Stillen daran dachte, daß ihr Schränkchen heute mehr enthalte als gestern, wurden ihre Gefühle lebhaft und ihre Freude ungemein erhöht.

Das Spiel nahm seinen Anfang. Eine von der Gesellschaft mußte sich dabei aus dem großen Zimmer in das kleinere entfernen, worauf die andern einander etwas heimlich sagten, was jene dann errathen mußte. Das Loos sollte entscheiden, wer zuerst hinausgehen müßte. Es traf Rosetten. Sie hüpfte ins Nebenzimmer, in welchem Nanettens kleiner Schrank stand. In diesem Augenblicke fiel es Nanetten ein, daß sie an ihrer Commode den Schlüssel ha-

be stecken lassen. Ach, rief sie, mein Schrank ist nicht verschlossen, ich muß den Schlüssel abziehen, sonst nimmt sie mir etwas von meinen Sachen!

Mit diesen Worten sprang Nanette zum Zimmer hinaus. Schnell flog sie an ihren kleinen Kasten, schloß ihn hastig zu, und eilte zur Gesellschaft zurück. Die versammelten Mädchen sahen einander an, und lächelten. Das heiß ich einen Geizkragen! sagte eine; der ist außer ihren Sachen auf der Welt nichts mehr theuer und werth, eine andere; der Geiz ist eine Wurzel alles Bösen, eine dritte.

Die gute, sanfte Rosette hatte Nanettens Worte gehört. Gott! dachte sie bei sich, deine eigene Schwester, die dich doch kennt, hat kein Vertrauen zu dir! deine eigene Schwester glaubt, daß du dich so sehr vergessen, und etwas nehmen könntest, was

nicht dein ist! deine eigene Schwester beschämt dich vor andern Mädchen auf eine so empfindliche Weise! O Nanette, Nanette! womit habe ich dieses verdient! Ach, warum kränkst du mich sogar an einem Tage, der dich nur zur Liebe, zum Vertrauen, zu Gefälligkeiten gegen jedermann auffordern sollte?

Rosettens Herz war stark angegriffen. Schüchtern und mißmuthig trat sie in die Gesellschaft der Spielenden. Diese sahen theilnehmend nach ihr hin, und verachteten im Herzen Nanettens eigennützige, selbstsüchtige, niedrige Denkungsart. Rosetten bedauerten sie, daß sie sich von einer solchen Schwester Demüthigungen gefallen lassen müßte.

Als die andern Mädchen nach Hause gegangen waren, nahm Rosette ihre Schwester bei der Hand, und begab sich mit ihr

in den Garten. Hier ließ sie ihrem Herzen freien Lauf. Nanette, sprach sie, wir haben immer in schwesterlicher Liebe mit einander gelebt. Du schienst von jeher an allem, was mich betraf, herzlichen Antheil zu nehmen. Das freute mich immer recht innig. Seit einiger Zeit scheint aber eine große Veränderung mit dir vorgegangen zu seyn. Du — —

Schwester, unterbrach Nanette die Rede Rosettens, du sprichst in Räthseln zu mir. Was fehlt dir? warum so ernst und feierlich?

Ich will, versetzte Rosette, einmahl ganz deutlich zu dir reden. Ernsthaft muß ich sprechen, denn die Sache selbst ist ernsthaft. Du hast mich heute im Angesichte unserer Freundinnen auf eine empfindliche, lieblose Weise gekränkt. Du hast von meinem Geschenke mit bitterm Spotte gesprochen, und

in meine Ehrlichkeit das größte Mißtrauen gesetzt. Wodurch habe ich dieses verdient?

O Kleinigkeiten! Kleinigkeiten! rief Nanette, wer wird alles gleich so übel nehmen, und auf die Spitze stellen! Ich hoffe, du wirst deshalb nicht böse auf mich seyn.

Liebe Nanette, erwiederte die gute, sanfte Schwester, sey überzeugt, daß ich alles, was ich heute von dir erlitten habe, gerne vergessen und vergeben will. Aber verdrängen kann ich doch nicht einen gewissen Schmerz aus meiner Seele.

Und dieser gewisse Schmerz wäre? fragte Nanette.

Ich will offen zu dir sprechen, liebe Schwester! antwortete Rosette. Du bist sparsam; das ist zu loben. Aber du übertreibst deine Sparsamkeit. Dein Herz hängt zu sehr am Gelde und an andern Dingen dieser Erde. Du scheust auch dann Ausgaben,

wann sie nöthig sind, und suchst nur immer Geld und andere Sachen zusammenzuscharren, ohne daß du weder von dem einen, noch von dem andern einen vernünftigen Gebrauch machst. Das nennt man Geiz, und das ist ein häßlicher Fehler — er ist, wie es an einer Stelle der Bibel heißt, die Wurzel alles Bösen.

Schwester, rief Nanette in einem ärgerlichen Tone aus, du mußt Prediger werden, dazu scheint dich der Himmel ganz bestimmt zu haben.

Du gibst mir Stoff zu Predigten, liebe Schwester! versetzte Rosette, und wenn ich dir etwas Unangenehmes sage, so geschieht es nur darum, weil ich dich herzlich liebe, und nichts so sehr wünsche, als daß du immer gut und glücklich seyst.

Und was hast du denn gegen meine Sparsamkeit einzuwenden? fragte Nanette.

Gegen deine Sparsamkeit nichts, sondern gegen deinen Geiz, antwortete Rosette; dieser macht, daß du deines Lebens nie froh werden kannst, denn die Sorge für Vermehrung deines Eigenthums nimmt deine ganze Seele ein, und raubt dir jeden unschuldigen Genuß des Lebens. Der Geiz macht, daß du gegen andere Menschen gleichgültig und kalt wirst, an ihren Leiden zu wenig Antheil nimmst, ihre Bitten um Unterstützung von dir weisest, und auf diese Weise eine der reinsten Freuden nicht kennst, die Freude, die aus dem Wohlthun entspringt. Der Geiz macht, daß so manches schöne, edle Gefühl in dir erstickt wird, daß du selbst gegen deine Schwester, gegen welche du doch sonst so viel Liebe zeigtest, ungerecht und beleidigend wirst. Ach, Schwester, wüßtest du, wie aufrichtig gut ich dir bin! wie mein Herz voll Liebe für dich

schlägt! wie mich nichts so sehr freut als deine Anhänglichkeit an mir, deine Zufriedenheit, dein Glück! Wache über dich, daß der Geiz nicht ganz dein Gemüth erfülle, und dich für immer unglücklich mache.

Rosette drückte ihre Schwester an ihr Herz, und benetzte sie mit ihren Thränen. Nanette wurde gerührt. Sie dankte für die erhaltene Belehrung; sie versprach, in Zukunft sorgfältiger über sich zu wachen.

In diesem Augenblicke trat die Mutter in den Garten. Sie sah ihre Töchter in Thränen. Was ist euch? fragte sie; ist euch irgend ein Unfall begegnet?

O nein, antwortete Rosette, wir befinden uns beide ganz wohl.

Wenn man sich wohl befindet, sprach die Mutter, so weint man nicht, sondern freut sich. Es muß etwas unter euch vorgefallen seyn.

Rosette, die ihre Schwester schonen wollte, nahm das Wort. Liebe Mutter, sagte sie, wohl kann man auch weinen, wenn man sich glücklich fühlt; die Thränen, die man dann vergießt, sind — Freudenthränen.

Du unterscheidest sehr genau, meine Tochter! versetzte die Mutter. Ihr habt also Freudenthränen vergossen?

Wir haben uns zum Guten ermuntert, beste Mutter! antwortete Rosette.

Wirklich, meine Kinder? rief die Mutter freudig aus. O dann kommt an mein mütterliches Herz! Ihr seyd meine Kinder! Ihr seyd meiner Liebe würdig! Gott stärke euch, meine Töchter, im Guten! er lasse euch nur an dem Gefallen finden, was schön, recht und edel ist.

Mit einem Herzen voll kindlicher Liebe hingen die Töchter an der Brust der redli-

chen Mutter. Edlere Gefühle regten sich in ihnen, und der Gedanke an Gott, ihren Vater, erfüllte ihr Innres. Gerührt und mit frommen Vorsätzen verließen sie den Garten.

Eine Zeit hindurch blieb Nanette ihrem Vorsatze treu. Sie legte auf das, was sie besaß, kein zu großes Gewicht, sie lief und rannte nicht mehr so stark, als sonst, um etwas zu erhaschen, und fing selbst an, aus ihrer Sparbüchse Arme und Nothleidende zu unterstützen. Nanette, sprach daher eines Tages die Schwester zu ihr, jetzt bist du ein ganz anderes Mädchen, du bist um die Hälfte liebenswürdiger als sonst. Fahre nur fort, wie du angefangen hast.

Doch Nanette hielt die Probe nicht aus; sie sank allmählich in ihren alten Fehler zurück. Der Geiz bemächtigte sich von neuem

ihres Herzens, und raubte ihr alle weibliche Liebenswürdigkeit.

Rosette feierte ihren Geburtstag, und bekam von mehrern Freundinnen angenehme Geschenke. Nanette wußte nicht, was für ein Angebinde sie der Schwester reichen sollte. Viel darf es nicht kosten, dachte sie im Stillen bei sich, hat sie mir doch auch nur ein unansehnliches Geschenk gemacht. Sie dachte hin und her, und fand nichts, das sich zu einem Geschenke für Röschen geeignet hätte. Alles war ihr zu theuer. Endlich sah sie unter ihren Sachen ein kleines Messer, mit Perlmutter ausgelegt. Dieses hatte sie einst gefunden, und bemerkt, daß es Rosetten gefiel. Durch ein Versehen wurde es bald theils an der Schale, theils an der Klinge beschädigt, und hatte fast keinen Werth mehr. Nanette legte es daher in einen Winkel ihres Schränkchens, und achtete nicht

mehr darauf. Jetzt aber fiel es ihr zur rechten Stunde ins Auge. Ey, sprach sie, das soll Schwester Rosette zu ihrem Geburtstage haben!

Liebes Röschen, sprach sie zur Schwester, du hast einmal an diesem kleinen Messer einen großen Gefallen gefunden; nimm es heute hin, ich schenke es dir zu deinem Geburtstage als einen Beweis meiner Liebe.

Rosette umarmte die Schwester, und dankte ihr mit aufrichtigem Herzen. Als sie aber das Messer näher besah, und es ganz zu Grunde gerichtet fand, merkte sie sogleich, aus welchem Grunde Nanette ihr dasselbe geschenkt habe. Sie unterdrückte indeß ihren Unmuth darüber, und machte ihrer Schwester nicht die leisesten Vorwürfe.

Bald darauf machte Nanettens Vater eine Reise nach der Hauptstadt des Landes, wo eine Schwester von ihm wohnte. Er

stellte es der Tochter frei, ob sie entweder jetzt mit ihm reisen, oder im Herbste einen Oncle besuchen wolle, der in einer kleinen Stadt am Riesengebirge wohnte.

Nanette wußte nicht sogleich, wozu sie sich entschließen sollte. Sie bat sich Bedenkzeit aus. Gehe ich nach der Residenzstadt, dachte sie bei sich, so sehe ich freilich die größte, schönste Stadt des Landes, und in ihr viel Merkwürdiges und Kostbares. Aber weiter gewinne ich auch nichts dabei. Ich verliere vielmehr. Denn meine Tante hat Kinder; diesen müßte ich auf jeden Fall etwas mitbringen, und das kostet Geld. Reise ich hingegen zum Oncle am Riesengebirge, so komme ich viel besser durch. Der Oncle ist kinderlos, ich bin daher nicht genöthigt, etwas mitzubringen, und ich bin nie bei ihm gewesen, ohne ein Geschenk von ihm erhalten zu haben; gewiß bekomme ich

auch diesmal eins, und welch' ein prächtiges vielleicht! Auch kaufe ich hier mancherlei Kleinigkeiten ein, die ich am Riesengebirge mit Vortheil absetzen kann. Hab' ich doch das letztemal dabei fünf Thaler gewonnen.

Nanette war nun entschieden. Lieber Vater, sagte sie zu Herrn Wölmer, Rosette ist älter. Sie hat die Residenzstadt noch nicht gesehen; es ist billig, daß ich ihr den Vorzug lasse, und mich mit der Reise nach dem Riesengebirge begnüge. Dem Vater schien es, als thue Nanette dieses aus Großmuth gegen ihre Schwester, und lobte sie; er ahndete es nicht, daß nur Geiz und Eigennutz sie dazu angetrieben hatte.

Auch der Schwester spiegelte Nanette vor, daß sie aus Liebe zu ihr auf die Reise nach der Residenzstadt Verzicht thue, und so wußte sie oft ihrer Handlungsweise den Anstrich

von Güte und Lobenswürdigkeit zu geben, und ihr eigennütziges Wesen zu beschönigen. An den, der auch ins Verborgene sieht, dachte sie nicht.

Doch was nützten Nanetten ihr Geiz und ihr Eigennutz? Sie machte von dem, was sie sich ängstlich zu erwerben suchte, keinen Gebrauch; sie bestrebte sich nur, immer mehr zu haben, ohne durch einen weisen Genuß desselben erfreut zu werden; ihre Erwerb- und Habsucht machten ihr wohl Sorgen, Unruhe und Bangigkeit, aber kein Vergnügen; Andern that sie nicht wohl, und kannte daher die angenehmen Gefühle nicht, die aus dem Bewußtseyn entspringen, daß man für das Beste seiner Nebenmenschen das Seinige gethan, Arme unterstützt, Nothleidenden geholfen, und dadurch seiner Bestimmung gemäß gehandelt habe. Diejenigen, die Nanettens Geiz und Eigennutz kannten, verach-

teten sie im Herzen, und zu dem, der über den Sternen wohnt, und dessen Stellvertreter wir hier auf Erden seyn sollen, konnte sie auch nicht mit kindlicher Unbefangenheit, Liebe und Freude emporblicken. Nanette war daher bei allen schönen Sachen, die sie besaß, ein elendes, bedauernswürdiges Geschöpf.

In dem Orte, wo Herr Wölmer lebte, wohnte auch eine arme Familie, die sehr brav war, und von Herrn Wölmer oft unterstützt wurde. Rosette wollte die Freude des Wohlthuns auch genießen; sie ging daher bisweilen zu jener armen Familie heimlich hin, und brachte ihr bald ein abgetragenes Kleid, bald Nahrungsmittel, bald einiges Geld, das sie aus ihrer kleinen Kasse nahm.

Rührend war es, da eines Tages die ganze Familie in Wölmers Wohnung kam,

und mit Thränen Rosetten für die Unterstützung dankte, die sie den Nothleidenden hatte zukommen lassen. Die Aeltern Rosettens, die davon nichts wußten, wurden angenehm überrascht. Der Vater wurde über das gute, wohlthätige Herz seiner Tochter beinahe bis zu Thränen gerührt; die Mutter zog sie an ihre Brust, und sagte: Wie viele Freuden machst du uns, geliebte Tochter!

Nanette stand dabei. Die Zärtlichkeit der Aeltern gegen die Schwester, die Thränen des Danks, die von den Wangen der Armen rollten, rührten auch sie. Sie fühlte dabei, wie schön und lohnend es sey, das Seinige zum Wohlthun anzuwenden, Arme, Nothleidende und Kranke zu unterstützen, zu trösten, und zu erquicken. Sie hatte dies bis jetzt, aus Eigennutz und Geiz, unterlassen, und ihr war daher die Freude

noch nie zu Theil geworden, die jetzt Rosette genoß. — Als die arme Familie sich empfahl, küßten alle Rosetten die Hand, und benetzten sie mit ihren Thränen; Nanetten machten sie blos eine stumme Verbeugung.

Ein andermal fühlte sich Nanette von neuem beschämt. Aus einem nahen Dorfe kam eine Frau mit vier kränklichen Kindern in Herrn Wölmers Wohnort. Die größte Noth, das höchste Elend drückte sich auf dem Gesichte dieser Personen aus. Rosette, die mit ihnen sprach, und sich von ihrem Elende erzählen ließ, holte sogleich, was sie in ihrer Sparbüchse vorräthig hatte, und schenkte es den Armen. Diese empfanden darüber die größte Freude. Herr Wölmer ließ sie in sein Zimmer rufen. Die guten Armen erschienen. Mit Thränen des Dankes benetzten sie Rosettens Hände. Die vier

Kinder standen weinend um sie, und blickten nach ihr mit dankbaren Blicken.

Warum seyd ihr nicht sogleich zu mir gekommen? sprach Herr Wölmer zu den Nothleidenden. Ach, versetzte die Mutter, durften wir das? Als wir in das Haus treten wollten, begegnete uns eine Mamsell. Die fuhr uns an, nannte uns Bettelvolk, hieß uns weiter gehen, und sagte uns manches harte Wort. Sie ist wohl nie arm gewesen, und ihr Herz ist daher hart gegen Nothleidende.

In diesem Augenblicke guckte Nanette aus einem Nebenzimmer in die Stube des Vaters. Eines von den armen Kindern erblickte sie. Mutter, rief es, da ist die harte Mamsell, die uns hat fortjagen wollen.

Die Mutter sah nach dem Nebenzimmer. Ach, das ist sie, sprach sie mit un-

terdrückter Stimme. — Es ist doch nicht — vielleicht das Stubenmädchen — —

Die gute Arme stockte; sie merkte wohl, daß Nanette ins Haus gehöre, und glaubte einen großen Fehler begangen zu haben, weil sie sie getadelt hatte.

Es ist meine jüngere Tochter; sagte Herr Wölmer. — Die Frau erschrack, und wurde blaß im Gesichte.

Erschrecket nicht darüber, sprach Wölmer in ermunterndem Tone. Nanette, komme herein!

Nanette trat betroffen ins Zimmer. Warum hast du, sprach der Vater zu ihr, diese armen Leute fortgetrieben? Du weißt, wie ungern ich dieses sehe.

Ich glaubte, sie wollten etwas von mir haben, antwortete Nanette.

So? versetzte Herr Wölmer, ich verstehe dich, du kannst wieder abgehen.

Schüchtern und beschämt verließ Nanette das Zimmer. Der Vater machte ihr noch diesen Tag beschämende Vorwürfe über ihr untheilnehmendes, geiziges Wesen.

Als Nanette zwanzig Jahre alt war, starben ihre Aeltern. Sie erbte ein beträchtliches Vermögen. Ein junger, braver Mann, der aber nicht reich war, warb um ihre Hand, und erhielt sie zur Frau. Er hoffte, Nanette werde ihn, da sie Vermögen hatte, bei seinen häuslichen Einrichtungen unterstützen. Wie sehr irrte er sich! Sie hatte alle ihre Capitalien auf Zinsen ausgelegt, und brachte dem Manne nur eine kleine Summe zu, für die sie sich, wie es die Sitte mit sich brachte, ein Zimmer möbliren wollte. Doch das mitgebrachte Geld reichte kaum hin, einige wenige Möbeln anzuschaffen. Die übrigen mußte ihr Mann aus seinem Beutel bezahlen, und da er kein

vorräthiges Geld hatte, so sah er sich genöthigt, Schulden zu machen. Nanettens Geiz ging so weit, daß sie sich als Braut nicht einmahl die nöthigen Kleider anschaffte, sondern dieses erst als Frau that, und sie von ihrem Manne bezahlen ließ. Er gab ihr monatlich eine bestimmte Summe als Kostgeld. Um etwas davon zurückzulegen, brachte die Eigennützige schlechtes Essen auf die Tafel. Die Zinsen, die sie von ihrem ausgelegten Gelde zog, gab sie nicht her, um ihren Mann bei seinen häuslichen Ausgaben zu unterstützen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, sondern sie legte dieselben von neuem auf Interessen an.

Der Mann bemerkte diesen bösen Zug in Nanettens Charakter, lernte mit jedem Tage ihren Geiz und Eigennutz näher kennen, und betrübte sich über die unglückliche Wahl, die er getroffen hatte. Ein tiefer

Gram nagte an seinem Herzen. Er bekam nach wenigen Jahren das Fieber und starb.

Nanette war nun Wittwe. Kein Mann bot ihr mehr seine Hand. Sie lebte von ihren Interessen. Nothleidende fanden bei ihr niemahls Hülfe, und daher hing auch niemand mit Achtung, Dankbarkeit und Liebe an ihr. Ihr Leben verging ihr traurig, denn ihr Geiz gestattete es ihr nicht, irgend eine Freude zu genießen, und des Lebens froh zu werden.

Rosette lebte in einem glücklichen Ehestande, und wurde geachtet, verehrt und geliebt. Als sie starb, flossen viele Thränen um sie. Bei Nanettens Leiche war alles ungerührt, und keine Zähre rann auf ihr Grab.

VI.

Ueber den Werth der Freundschaft.

Eine Rede, gehalten im Betsaale der Erziehungs-anstalt zu Schnepfenthal.

Die Versammlung.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;
Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle;
Einen Schöpfer haben wir,
Einen Vater alle!

Es ist sonst, selbst von großen Weisen, öfters die Frage aufgeworfen worden: Was

wohl aus dem Menschen werden dürfte, wenn er schon in seiner zarten Kindheit aus der menschlichen Gesellschaft genommen würde, und entfernt von Wesen seines Gleichen leben müßte?

Diese Frage ist bereits beantwortet durch manche merkwürdige Beispiele von Menschen, die bald nach ihrer Geburt durch widrige Unfälle aus dem Kreise der Ihrigen gerissen wurden, und in einsamen Wäldern oder öden Wüsteneien ihre Tage verleben mußten. Geboren aber nicht erzogen als Menschen, glichen sie in ihrem Aeußern und in ihrer ganzen Lebensart beinahe völlig den unvernünftigen Thieren. So wie diese, nährten sie sich von Eicheln, wilden Baumfrüchten, Wurzeln, und dem Raube verschiedener Thiere; so wie diese, erkletterten sie Bäume und tauchten unter das Wasser; gleich ihnen, vertheidigten sie sich gegen ih-

re Feinde. Fast keine Spur von Vernunft und sittlicher Empfindung offenbarte sich bei ihnen, und gewöhnlich verfloß eine Reihe von Jahren, ehe sie, wieder gegeben der menschlichen Gesellschaft, zu einigen vernünftigen Vorstellungen gelangten, und ihren Brüdern sich annäherten.

Es ist gewiß: nur unter seines Gleichen kann der Mensch das werden, was er werden soll; nur unter Menschen bildet sich der Mensch; nur an der Seite vernünftiger Wesen kann er auch vernünftig werden. Sehet da den ungemein großen Vortheil des gesellschaftlichen Lebens, und erkennet mit Dank die weise Einrichtung der Gottheit, die in unser Herz den Trieb nach geselligem Umgang gelegt, und dadurch Menschen mit Menschen, Völker mit Völkern verbunden hat, damit sie einander erziehen und bilden.

Schon oft, und noch vor kurzem, ist an diesem Orte von den großen Vortheilen die Rede gewesen, die das gesellschaftliche Leben gewährt. Ich enthalte mich daher einer näheren Auseinandersetzung derselben. Aber gern möchte ich eure Aufmerksamkeit auf einen ähnlichen Gegenstand lenken, der unstreitig einer näheren Betrachtung würdig ist.

Mit Liebe und väterlicher Huld umfaßt Gott die Welt; um die Menschen ein höheres Daseyn empfinden zu lassen, traf er viele weise Veranstaltungen, die, gehörig benutzt, uns unserer Bestimmung näher führen. Darunter gehört auch vorzüglich die dem Menschen eingepflanzte Neigung, sich an Gleichgesinnte anzuschließen, sie mit Vertrauen, Achtung und innigem Wohlwollen zu umfassen, mit ihnen Ein Herz und Eine Seele zu seyn. Wir nennen dieses ver-

traute Verhältniß gleichgesinnter Personen Freundschaft. Wer ihren Werth kennt, hält sie für ein großes Geschenk des Himmels; der Gute findet in ihr das schönste Glück des Lebens, und selbst der minder Gute nimmt seine Zuflucht zu ihr. Es ist nichts Ueberflüßiges, den Menschen an die Vortheile zu erinnern, die sie gewährt, und ich will daher in dieser Stunde euch, m. F., auf den hohen Werth der Freundschaft aufmerksam zu machen suchen. Mit Liebe sah Gott auf unser Geschlecht herab, und schenkte ihm — Freundschaft.

Die Versammlung.

Mel. Jesus meine Zuversicht.

Gieb uns allen, Gott, ein Herz
Voll von wahrer Menschenliebe,

Das an Andrer Freud und Schmerz
Antheil nehm' und gern das übe,
Was der Liebe Pflicht begehrt,
Wie sie Jesus uns gelehrt.

Das vertraute Verhältniß gleichgesinnter Personen, oder die Freundschaft, hat einen hohen Werth. Mannigfaltig sind die Vortheile, die sie gewährt. Nur einige der vorzüglichsten dieser Vortheile will ich berühren.

Die Freundschaft versüßt und verschönert erstens das Leben.

Wer von uns hat dieses nicht schon empfunden? Es ist süß und angenehm, sich von edlen Seelen geachtet und geliebt zu sehen. Der Mensch lebt gewöhnlich mehr in Andern, als in sich selbst; in seinen Freunden erkennt er sich wieder. Denket euch einen Menschen, dem es gänzlich an fremder Achtung

und Zuneigung fehlte, der nicht ein einziges Herz hätte, das er sein nennte, wie viele Freuden müßte der entbehren, die demjenigen zu Theil werden, dem es gelungen ist, sich, wenn auch nur Einen redlichen Freund, Eine redliche Freundinn zu erwerben. Es liegt tief in unserer Natur, daß wir nach der Achtung und dem Wohlwollen Anderer streben; die Befriedigung dieses Bedürfnisses durch den Besitz treuer Freunde kann daher nicht anders als mit angenehmen Empfindungen verbunden seyn. Erheiternd ist der Gedanke: daß es Menschen gibt, die uns schätzen und lieben.

Und wie viele Freuden fließen nicht aus dem traulichen Umgange mit gutgesinnten Freunden! Jeder Mensch hat einen Hang, seine Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Entwürfe Andern mitzutheilen. Wo kann dieser Hang besser befriedigt werden,

als bei dem Freunde, bei der Freundinn, die an unserm Leben aufrichtigen Antheil nehmen! Der Freund versteht uns, er fühlt uns nach, er vergrößert durch seine Theilnahme die Summe unserer frohen Empfindungen, und getrost können wir in seine Brust unsere Geheimnisse niederlegen. Es ist vieles, was wir nicht Jedem entdecken dürfen; unsere frömmsten, heimlichsten Wünsche tragen wir nicht zur öffentlichen Schau; unsere Urtheile über diesen und jenen Gegenstand dürfen wir oft nicht laut werden lassen; welche Last würde auf unserm Herzen ruhen, wenn wir dies alles in uns verschließen, wenn wir es ewig mit uns herumtragen müßten, ohne es jemanden mitzutheilen, von dessen Redlichkeit und Edelmuth wir überzeugt sind! Wie süß und angenehm ists dagegen, wenn diese Mittheilung uns durch den Besitz rechtschaffener

Freunde erleichtert und möglich gemacht wird, wenn wir an ihrer Seite uns der Lasten, die unser Innres drücken, entledigen, und in ihren Busen unser Herz ausschütten können.

Wie angenehm ist es ferner für uns, an dem Wohle eines Andern recht innigen Antheil zu nehmen, und in welchen Verhältnissen bekommen wir mehr Veranlassung dazu, als in den freundschaftlichen? Es verbreitet in unserm Innern ein seliges Vergnügen, sich sagen zu können: Mein Freund, meine Freundinn verdanken dem herzlichen Wohlwollen, womit ich sie umfasse, manche Freude des Lebens!

Ja das Leben wäre nicht zur Hälfte so angenehm, wenn es nicht durch Freundschaft versüßt würde! Zwar mancherlei Freuden schenkt uns der Himmel auf Erden; aber sie würden von ihrem Angenehmen sehr vie-

les verlieren, wenn wir sie allein genössen, wenn wir sie nicht mit theilnehmenden Freunden theilen könnten! Schön ist der Anblick der auf- und untergehenden Sonne, schön das Schauspiel, das der emporsteigende Mond gewährt, angenehm und erhebend der Hinblick nach dem gestirnten Himmel und einer schönen Landschaft; auch den Einsamen können diese reizenden Naturgegenstände in frohes Erstaunen, in süße Rührung versetzen; aber wie viel schöner erscheinen sie uns, wenn wir sie an der Seite des Freundes, der Freundinn betrachten, und in dieser Betrachtung in ihr heiteres Auge blicken, und uns vereint dankbar über den freuen können, der diese Welt so schön, und das menschliche Gemüth für Freundschaft empfänglich gemacht hat. O es ist gewiß, daß Welt und Leben durch edle Freundschaft um vieles verschönert werden! Auch darf es nicht

unbemerkt bleiben, daß die Freuden, welche die Freundschaft gewährt, rein und nicht so schnell vergänglich sind, als so viele andere Freuden. Doch es wäre überflüßig, dieses beweisen und weiter ausführen zu wollen. Alle von uns sind davon überzeugt; die meisten kennen den wohlthätigen Einfluß der Freundschaft auf die Heiterkeit des Gemüths aus eigener Erfahrung. Selbst die Kleinen von euch, ihr meine jungen Freunde, sind damit nicht ganz unbekannt; denn Freundschaft versüßt und verschönert uns das Leben schon in unserer zarten Kindheit! So lange ihr keinen Vertrauten eures Herzens hattet, so genosset ihr wohl auch mancherlei Freuden; aber wie ganz anders wirkten sie auf euch, wenn ihr jemanden fandet, der euch herzlich liebte, und an euern frohen Begegnissen warmen Antheil nahm. Gewiß zählet ihr die Stunden, die ihr in

Freundschaft verlebtet, unter die schönsten und angenehmsten eures Lebens; wie oft genießet ihr sie vielleicht noch einmal in süßer Rückerinnerung! In dem Augenblicke, in welchem ihr den Freund, die Freundinn fandet, die euer Herz vielleicht schon lange mit heimlicher Sehnsucht suchte, ging euch eine neue, schönre Welt auf. O wohl dem, der an der Freundschaft Hand durchs Leben wandelt; süß und angenehm wird ihm durch sie sein Daseyn! Dankbar blicke er zu dem hinauf, der das menschliche Herz empfänglich für Freundschaft schuf.

Die Versammlung.

Mel. Süße, heilige Natur.

Wohl dem, welcher Freunde fand!
O ihm fließt an ihrer Hand
Sanft und schnell, bei frohem Sinn,
Dieses kurze Leben hin!

Die Freundschaft versüßt und verschönert uns nicht nur das Leben, sie erleichtert auch, zweitens, die Beschwerden und Leiden desselben. Leiden liegen mit in dem Erziehungsplane der Gottheit, sie veredlen den Menschen, und ohne sie hätte unser Geschlecht gewiß noch nicht so große Fortschritte in seiner Vervollkommnung gemacht. Aber indem Gott Beschwerden und Leiden über uns verhängte, stellte er zugleich einen Trostengel an unsere Seite, der uns die Lasten tragen helfe, welche uns drükken; der uns die Unannehmlichkeiten mildern sollte, die uns widerfahren; und dieser von Gott gesandte Trostengel ist die Freundschaft. O wie vieles sind wir ihr in dieser Rücksicht schuldig, und welche Ursachen haben wir nicht, Gott für dieses unschätzbare Geschenk zu danken!

Nie erscheint der Werth einer treuen, edlen Freundschaft in einem so schönen Lichte, als bei Widerwärtigkeiten, welche den Freund treffen; nie erkennt man den Freund besser, als in der Noth. Es ist freilich Pflicht für jeden Menschen, sich so viel Selbstständigkeit und Festigkeit des Charakters zu erwerben, daß er in den Tagen der Trübsale nicht den Muth verliere und zaghaft werde; daß er in den Stunden des Unmuthes und Verdrusses in sich selbst die Kraft finde, der üblen Stimmung des Gemüthes zu widerstehen; daß er, wenn auch die härtesten Unfälle auf ihn losstürmen, und ihn alles verläßt, nicht wanke, sondern männlich da stehe, fest wie ein Fels, den kein Gewitter zu erschüttern vermag. Aber wie wenige Menschen erheben sich zu dieser Größe der Seele, wie wenige können des Trostes und des Beistandes Anderer in ihrer Noth

entbehren! Und, lasset uns gestehen, selbst der hochherzige Mann hat Stunden, in welchen er sich nach dem Troste und der Aufheiterung des Freundes sehnt, und an dessen Seite Erleichterung der Lasten sucht, die ihn drücken.

Durch aufrichtiges, warmes Mitgefühl, und wenn es die Noth erfordert, durch thätigen, mit Aufopferung verbundenen Beistand sucht der treue Freund die Lage des duldenden Freundes zu erleichtern. Mannichfaltig ist das Ungemach und die Leiden, die uns treffen; auch der beste, edelste Mensch ist nicht frei davon. Bald geben uns äussere Unglücksfälle, bald innere Leiden Veranlassung zum Unmuth. Wohl uns, wenn dann eine redliche Freundinn, ein redlicher Freund durch ihre Theilnahme unser leidendes Herz wieder aufrichtet, wenn wir zu ihnen unsre Zuflucht nehmen, ihnen unsern

Kummer entdecken, in ihren Armen Trost und Beruhigung suchen können. Was in solchen Umständen die Freundschaft vermag, wissen gewiß viele von uns aus eigener Erfahrung.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß der beßre Mensch, der nach etwas Höherem strebt, und dadurch dem großen Haufen oft anstößig wird, die Erfahrung machen muß, daß man das Gute, das an ihm ist, verkennt, ihm wohl gar Absichten und Handlungen andichtet, an die er nie gedacht hat, und, bei der Güte seines Herzens, nicht denken konnte. Niederschlagend ist es, wenn der Gute auf diese Weise der Nichtachtung und Verläumdung Anderer Preis gegeben wird. Aber wie leicht kann er sich beruhigen, wenn er das Glück genießt, einen treuen, edlen Freund zu besitzen, der ihn besser kennt, der sein Herz schätzt und liebt.

Mag ihn dann die ganze Welt verkennen, der Freund verkennt ihn nicht; es ist eine Seele da, die tiefer in sein Innres geblickt, und ihm Vertrauen und Liebe geschenkt hat; wie könnte er da noch den Muth verlieren und unglücklich seyn!

Lasset den Menschen alles verlieren: blieben ihm nur treue Freunde, so kann er getrost seyn; er besitzt noch mehr als er verloren hat. Fast alle von euch, ihr jungen Freunde, haben noch Aeltern, von denen sie zärtlich geliebt werden. Der Himmel erhalte sie euch noch lange. Aber einmahl muß die Zeit kommen, wo sie Gott von der Erde in ein anderes Leben ruft, wo ihr ihren Verlust beklagt, und ihr Dahinscheiden beweint. Die euch am herzlichsten liebten, sind dann nicht mehr. Aber getrost, euer Vater dort oben hat dafür gesorgt, daß der Mensch für diesen großen,

schmerzlichen Verlust entschädigt werde. Tröstend wird dann die Freundschaft zu euch treten, und euch die verlorne Liebe durch Liebe ersetzen.

Welcher bewunderungswürdigen Aufopferungen die Freundschaft fähig ist, wenn es die Noth gebietet, davon hat uns die Geschichte merkwürdige Beispiele aufbewahrt, die den meisten von uns nicht unbekannt sind. Alles, selbst Freiheit und Leben, hat oft der edle Freund für den Freund in Gefahr gesetzt und aufgeopfert. O Freundschaft! Freundschaft! Tochter des Himmels! wie mächtig ist dein Einfluß auf die duldende Menschheit! Wohl dem, der in seinem Kummer und Elende an dem Herzen eines geprüften Freundes Trost und Erleichterung finden kann!

Die Versammlung.

Mel. Du, der Unschuld süße Ruh.

Glücklich, dem ein edles Herz
Seinen Kummer, seinen Schmerz
Tröstend lindert;
Dem ein Freund, geprüft im Tod,
Dieses Lebens Sorg und Noth
Treu und redlich mindert.

Lasset mich noch Einen Vortheil anführen, den die Freundschaft gewährt. Er ist unstreitig der wichtigste. Wahre, edle Freundschaft hat einen großen Einfluß auf unsere Veredlung. Ich sage mit Bedacht, wahre, edle Freundschaft, denn nur diese kann die gedachte Wirkung hervor bringen.

Sowohl die Bildung des Verstandes, als die Veredlung des Herzens gewinnt durch sie. Wenn Freunde sich zu guten Zwecken

verbinden, wenn nicht sinnlicher Genuß, nicht die unedle Neigung, Andere strenge und unbillig zu beurtheilen, noch sonst ein sinnlicher, tadelhafter Beweggrund sie zu einander geführt und verbunden hat: so können sie einander ungemein nützlich werden. Jeder theilet dem andern gerne und unverholen mit, was er weiß; der eine berichtigt die Ansichten und Urtheile des andern, spornet ihn durch sein Beispiel an, den Kreis seiner Einsichten zu erweitern, und so kann es, bei diesem traulichen Wechsel und Umtausch der Gedanken, nicht fehlen, daß jeder der Freunde an Verstand zunimmt, an Bildung des Geistes gewinnet. Aber noch größer ist der Einfluß der Freundschaft auf die Veredlung des Herzens. Ungemein viel können in dieser Hinsicht edle Freunde auf einander wirken, theils durch Lehre, theils durch Beispiele. Auch der gute Mensch

begehet oft, aus Unwissenheit oder Uebereilung, einen Fehler. Wohl ihm, wenn der Freund mit Freimüthigkeit, mit der sich immer bescheidene Schonung verbinden läßt, ihn auf seine Fehltritte aufmerksam macht. Was Andere ihm bedächtig verschweigen, kann der Freund ihm sagen, und dadurch mancher Verirrung vorbeugen. Sein Rath bei mißlichen Fällen wird ihn oft leiten, daß er nicht mit Unbedacht und Unbilligkeit handelt.

Noch mehr wird das Beispiel eines edelgesinnten Freundes, einer tugendhaften Freundinn, wirken. Man hat die Bemerkung gemacht, daß mancher verdorbene Mensch besser wurde, wenn er auch nur mit einem vorzüglich Guten unter Einem Dache wohnte. Wie viel mehr muß der häufige Umgang mit redlichen Freunden wirken! Vertraut mit den Grundsätzen des Freundes,

die man immer mehr kennen lernt, wird man es nicht hindern können, daß sie, oft unvermerkt, auf die Bildung unserer sittlichen Gesinnungsart und Handlungsweise einen bedeutenden Einfluß äußern. Ohne daß wir dessen deutlich bewußt werden, werden wir an der Seite des rechtschaffenen Freundes immer besser.

Schon der Wunsch, uns in der Achtung und Liebe des Freundes, der Freundinn zu erhalten, wird uns mächtig auffordern, uns ihm immer von der besten Seite zu zeigen, Schwächen und Mängel, die uns ankleben, zu entfernen, und uns durch edle Gesinnungen in seinem Vertrauen und Wohlwollen immer mehr zu befestigen. Auch ihr, m. j. Freunde, werdet diese Erfahrung schon oft an euch selbst gemacht haben. Ein schöneres, höheres Leben begann für euch, so wie ihr einen tugendhaften Freund fandet;

um euch in seiner Liebe zu erhalten, wie manchen Fehler suchtet ihr da zu bekämpfen, ihr wurdet besser an der Hand der Freundschaft.

Wenn vollends gute Freunde sich blos aus der Absicht verbinden, um mit vereinigter Kraft sich ihrem Ziele zu nähern und im Guten fortzuschreiten: o wie heilsam wird dann ihre Verbindung seyn! Sie werden einander mit Erfolg zu allem, was schön und gut ist, ermuntern; sie werden einander stärken und aufhelfen, wenn der eine oder der andere auf dem Wege der Tugend straucheln sollte; sie werden, getrieben von diesem edlen Geiste, und geführt von der Hand der Freundschaft, sich dem nähern, der der Urheber ist von allem Schönen und Guten.

Aus dem Einflusse, den die Freundschaft auf die Veredlung des Geistes und Herzens äußert, sehen wir vorzüglich, welch' eine

herrliche Veranstaltung der Vorsehung sie ist, das menschliche Geschlecht dem ihm vorgesteckten Ziele näher zu führen. Möchte sie von allen von dieser Seite betrachtet werden, und auf unser Herz immer wohlthätig wirken!

Die Versammlung.

Mel. Deine Sonne weckt mich wieder.

Freundschaft, schönes Glück der Erde,
Leite uns an deiner Hand!
Daß der Mensch zum Menschen werde,
Wardst du ihm von Gott gesandt!
Lenke unsern Blick nach oben,
Bei der Freude, bei dem Schmerz;
Aehnlich werde ihm dort droben
Unser Geist und unser Herz.

Es wäre unnöthig, zur Freundschaft zu ermuntern. Jeder fühlt das Bedürfniß derselben, und sucht es zu befriedigen. Aber

es sey mir vergönnt, an dessen Statt, dem Gesagten eine Aufforderung anzuknüpfen, die ich von euch besonders, ihr meine jungen Freunde, beherzigt zu sehen wünsche. Es ist die Aufforderung: Seyd bei der Wahl eurer Freunde behutsam, und gründet sie immer auf Tugend. Nicht jeder ist unser Freund, der sich so nennt; viele spielen mit diesem Worte, so wie mit der Sache selbst, und oft ist hinter freundlichen, schmeichelnden Worten ein untheilnehmendes oder schlechtes Herz versenkt. Das jugendliche Gemüth ist so sehr aufgelegt, sich jedem, der eine gute Außenseite zeigt, in die Arme zu werfen, und dabei oft einen Heuchler oder Bösewicht ans Herz zu drücken. O seyd, m. Fr., vorzüglich in diesem Stücke bedächtig; über alles müsse euch euer Herz gehen, werfet es nicht weg, schenket es nur edlen Seelen — es ist das

Beste, das Kostbarste, das ihr besitzt; bewahrt es vor der schrecklichen Täuschung erheuchelter, unedler Freundschaft. O wie viele hoffnungsvolle Jünglinge, in denen die schönsten Anlagen zu edlen Männern lagen, gingen auf diesem Wege verloren; ihre Unschuld und Ruhe scheiterten an dieser gefährlichen Klippe. Rein und edel entrissen sie sich den Armen zärtlicher Aeltern oder redlicher Versorger; befleckt von Laster und niedergebeugt von Schaam kehrten sie zu ihnen zurück, um durch den Anblick des Jammers einer liebenden Mutter, des stillen Kummers eines in seinen Erwartungen getäuschten Vaters noch unglücklicher zu werden. Schlechtgesinnte Freunde waren ihre Anführer.

Aus einer Freundschaft, die nicht aur Tugend gegründet ist, entspringt keiner der Vortheile, die ich angeführt habe. Unedle,

eigennützige Freunde versüßen uns nicht das Leben; sie verbittern es; sie stehen uns in der Noth nicht bei, sondern weichen gerade dann von unserer Seite, und statt die Gesinnung zu veredlen, verderben sie das Herz durch schlechte Grundsätze und schlechtes Beispiel.

O wählet daher, lieben j. Fr., nur tugendhafte Menschen zu euren Vertrauten; könnet ihr diese nicht finden, so lebet lieber ohne Freunde. Doch dieses ist nicht zu besorgen. Ein Herz der Freundschaft werth wird allzeit Freunde finden! sagt sehr wahr ein frommer Dichter. Seyd ihr so glücklich gewesen, den gesuchten wahren Freund zu finden; so haltet fest an ihm mit Liebe und Vertrauen, und erfüllet gegen ihn treulich die Pflichten eines Freundes. Bei Freude und Schmerz sey euer Herz seine liebste und sicherste Zufluchtsstätte, nie schließe es sich

seinen Klagen, nie lasse es ihn ohne Trost in den Tagen der Prüfung. Lasset uns, o lasset uns alle, heiter und nach Tugend ringend, an der sanftleitenden Hand der Freundschaft dem Grabe und einem besseren Leben entgegen gehen.

Die Versammlung.

Freunde, o mein Herze soll
Nie vor euch sich schließen!
Wenn es ist von Freude voll,
Soll sichs euch ergießen;
Auch sollt ihr an meiner Brust
Euren Gram verweinen,
Bis die Sonn' euch neue Lust
Wird ins Herze scheinen.

VII.

Die Leichtsinnige.

Schon als kleines Mädchen war Ernestine, die Tochter eines reichen Weinhändlers, sehr leichtsinnig. Ihre Aeltern suchten sie zu allem Guten anzuführen, aber Ernestine nahm keinen guten Rath an. Nicht nach dem Willen Anderer, sondern nach ihrem eigenen Kopfe sollte es gehen. Was sie unternahm, unternahm sie selten mit der gehörigen Ueberlegung, bei ihr entschieden augenblickliche Einfälle fast allein.

Liebe Tochter, sagte oft die redliche Mutter, der gute Mensch denkt über das, was er thun will, vorerst nach, und prüft, ob

es auch gut sey. Daran muß man sich schon in der Jugend gewöhnen. Gott hat uns nicht auf die Welt gesetzt, daß wir unbedachtsam und leichtsinnig auf derselben leben, sondern daß wir bei unsern Handlungen den Verstand zu Rathe ziehen, und als vernünftige Wesen, als Kinder Gottes immer und überall zu Werke gehen sollen. Darum sey auch du, liebe Tochter, auf dich fein aufmerksam, und werde mir mit jedem Tage gesetzter, besonnener und verständiger.

Ernestine lächelte. Die Mutter bemerkte es. Du kränkst mich, sprach sie zur Tochter, durch dein thörichtes Benehmen. Lächeln kannst du über eine ernsthafte Ermahnung deiner Mutter? Ist dein Gefühl schon so sehr abgestumpft? O leichtsinniges Kind, daß du es einmahl nicht mit Schmerzen bedauern und beweinen mögest, deine Mut-

ter gekränkt, und ihre Lehren nicht befolgt zu haben!

Jetzt wurde Ernestine roth im Gesichte, und schlug die Augen nieder. Die Mutter wendete sich um, und trocknete sich eine Thräne. Der Vater trat ins Zimmer, und bemerkte, daß seine Frau sich betrübt habe. Er errieth sogleich, was die Veranlassung davon gewesen sey, und sah mit einem finstern, verweisenden Blicke nach Ernestinen.

Einmahl verreiste Herr Ehrenreich — so hieß Ernestinens Vater — um Weine einzukaufen. Seine Frau hatte ihm etwas sehr Nothwendiges zu schreiben. Als der Brief gesiegelt war, rief sie Ernestinen herbei, und sagte zu ihr: Nimm diesen Brief, meine Tochter, und trage ihn schnell auf die Post. Er muß noch heute fort, denn bekommt ihn der Vater zu spät, so schadet ihm dieses in seinem Handel sehr.

Ernestine nahm den Brief, und ging damit auf die Post. Auf dem Wege begegnete ihr aber Kunigunde, eine Freundinn von ihr. Wohin, liebe Ernestine? rief diese ihr zu. Es ist gut, daß du kommst! Du sollst was Drolliges sehen. Hinter unserm Garten ist ein Pferd umgefallen, das durchaus nicht wieder aufstehen will. Der Bauer, dem es gehört, prügelt unmenschlich auf das arme Thier los, und macht dabei so possierliche Grimassen, daß man sich des Lachens nicht erwehren kann. Das Spektakel mußt du mit ansehen; es wird dich sehr amüsiren. Komm nur schnell mit mir!

Ernestine vergaß darüber den Brief und die Rede der Mutter. Den Bauer mit den possierlichen Grimassen wollte sie durchaus sehen. Sie hängte sich in Kunigundens Arm, und lief mit ihr fort.

Die beiden leichtsinnigen Mädchen kamen an dem Orte an, wo das Pferd lag. Sie lachten laut über den Bauer, der es durch Schläge wieder auf die Beine bringen wollte. Es kamen viele Leute herbei gelaufen. Kunigunde und Ernestine hatten bald über den einen, bald über den andern etwas zu bemerken, zu lachen und zu spotten. Ungescheut trieben die leichtsinnigen Mädchen ihren Muthwillen. Wohl eine Stunde lang hielten sie sich bei dem Garten auf.

Jetzt erst fiel der leichtsinnigen Ernestine der Brief der Mutter ein. Ich muß davon eilen, rief sie, sonst komme ich zu spät auf die Post. Sie lief fort. Als sie das Posthaus erreichte, war es schon geschlossen, und den Brief wollte man nicht mehr annehmen.

Ernestine ging nach Hause. Wie? rief ihr die Mutter entgegen, du kommst mit dem Briefe wieder, Ernestine?

Die Tochter erzählte nun, daß man den Brief auf der Post nicht mehr habe annehmen wollen. Als die Mutter aber erfuhr, daß Ernestine zu spät nach der Post gegangen sey, wurde sie unwillig, und sprach: Dein Leichtsinn hat deinem Vater einen bösen Streich gespielt. Er bekommt nun den Brief nicht zur rechten Zeit; dies wird ihm bei seinem Weineinkaufe den größten Schaden zufügen. Daß man sich auf dich doch so wenig verlassen kann! Nicht Freude, nur Verdruß machst du deinen Aeltern! Gehe mir aus dem Gesichte, du Leichtsinnige!

Ernestine mußte in die Kammer, wo sie zu weinen anfing. Des Abends ließ ihr die Mutter durch die Köchinn etwas zu essen bringen; sehen durfte aber Ernestine ihre Mutter diesen Tag nicht mehr. Am andern Morgen näherte sich die leichtsinnige Tochter derselben mit Thränen, und bat um Ver-

zeihung. Die Mutter sah sie ernsthaft an, und sagte: Ich habe dich oft gebeten, nicht so leichtsinnig zu seyn, du hast mir nicht gefolgt; zeige in Zukunft, daß du verständiger geworden bist, dann werde ich dir wieder gut seyn; eher nicht.

Ernestine befand sich einige Tage hindurch in einer peinlichen Lage, denn die Mutter machte ihr kein freundliches Gesicht. Kein Essen wollte ihr schmecken, keine Arbeit gelingen, kein Spiel und kein Vergnügen behagen, und der Mutter näherte sie sich nur mit Aengstlichkeit und niedergeschlagenem Auge.

Doch dieses dauerte nur einige Tage. Ernestinens Leichtsinn erwachte von neuem, und das Vorgefallene war bald vergessen.

Der Vater kehrte zurück. Den Brief seiner Frau hatte er wirklich zu spät erhalten. Sein Einkauf war deshalb nicht

ganz vortheilhaft ausgefallen; und er versicherte, daß die zu späte Ankunft des Briefes ihm einen Schaden von mehrern tausend Thalern zugefügt habe.

Als Herr Ehrenreich erfuhr, daß an diesem Verluste nichts anders Schuld sey als der Leichtsinn seiner Tochter, wurde er unwillig über Ernestinen, und machte ihr starke Vorwürfe. Sie wirkten auf sie, doch nur eine Zeitlang; in wenigen Tagen war alles wieder vergessen, und Ernestine von neuem die alte Leichtsinnige.

So ging es von Jahr zu Jahr. Ernestine wurde älter, aber der Leichtsinn verließ sie nie. In ihrem Umgange mit Andern war sie nicht vorsichtig genug, sie erlaubte sich oft ein unanständiges Betragen in Gesellschaft, führte freie Reden, verletzte bisweilen sogar die Gesetze der Schaamhaftigkeit und Sittsamkeit, urtheilte über

Andere unüberlegt und voreilig, zog sich und Andern dadurch großen Verdruß zu, und wurde von niemanden aufrichtig geschätzt und geliebt.

Da übrigens Ernestine ein schönes Aeussere besaß, so sah sie sich gewöhnlich von vielen jungen Männern umgeben, die ihr die übertriebensten Schmeicheleien sagten. Sie war viel zu leichtsinnig, als daß sie diese Schmeicheleien nicht für baare Wahrheit aufgenommen hätte. Ihre Eitelkeit, die ohnedies groß war, bekam dadurch viel Nahrung, und wuchs mit jedem Tage.

Unglücklicher Weise verlor Ernestine in ihrem achtzehnten Jahre Vater und Mutter. Dieser Verlust beugte sie sehr danieder, und veranlaßte sie zu einem ernsten Nachdenken über sich. Sie kam zu einer ältlichen Tante, die eine würdige Frau war, und bei ihr Mutterstelle vertreten wollte.

Ernestinen ging es bei der Tante wohl, und in wenigen Wochen waren Vater und Mutter vergessen. Jetzt änderte sich auch auf Einmahl Ernestinens Betragen. Sie fing von neuem an, leichtsinnig zu werden, auf den Rath verständiger Menschen nicht zu achten, und nur auf Befriedigung der Wünsche ihrer Eitelkeit hinzuarbeiten.

Die Tante bemerkte dies, und machte ihr darüber in dem sanftesten Tone Vorstellungen. Mit sichtbarer Gleichgültigkeit hörte Ernestine dieselben an, und setzte sich mit unverzeihlichem Leichtsinne darüber hinweg. Die Tante, die so etwas nicht erwartet hatte, wurde betroffen, und sprach im Tone gerechten Unwillens: Ernestine, ich habe dich für ein gutes Mädchen gehalten, jetzt aber sehe ich, daß ich mich in dir sehr geirrt habe. Du bist nicht nur leichtsinnig und eitel, du bist auch gefühllos gegen die gu-

ten Rathschläge, die Andere dir, aus Liebe für dich, ertheilen.

Ernestine verließ unwillig das Zimmer der Tante, und schmollte. Von nun an wollte es ihr bei der Tante nicht mehr gefallen. Sie wünschte sich weg, und bat ihren Vormund, er möchte sie in ein anderes Haus bringen. Dieser that ihr Vorstellungen, aber sie fruchteten nichts; sie bestand auf ihrem Verlangen.

Als die Tante hörte, daß ihre Nichte von ihr sich wegwünsche, ging sie selbst zum Vormunde, und erklärte ihm, sie könne Ernestinen nicht länger in ihrem Hause behalten, sie müßte sobald als möglich von ihr weggenommen werden. Jedermann, der davon hörte, tadelte das leichtsinnige Mädchen, das nirgends besser aufgehoben seyn konnte als bei der Tante.

Ernestine kam nun in das Haus eines weitläuftigen Anverwandten, wo sie zwar nicht getadelt, aber in sittlicher Hinsicht noch mehr verdorben wurde. Es gingen in diesem Hause viele Menschen aus und ein, die nicht in dem besten Rufe standen. Ernestine wußte dies, dessen ungeachtet ging sie mit diesen Leuten auf traulichem Fuße um, schäkerte, spielte und tanzte mit ihnen, und ließ sich nicht nur auf öffentlichen Spaziergängen, sondern auch an öffentlichen Orten, auf Bällen u. s. w. in der Gesellschaft derselben sehen. Das machte in der ganzen Stadt Aufsehen, und erregte gegen Ernestinen viel Mißtrauen. Aeltern, welche Töchter hatten, baten diese, nicht so zu werden, wie Ernestine, und mit ihr keinen Umgang zu pflegen.

Nach und nach sah sich Ernestine von allen ihren Freundinnen verlassen. Sie wuß-

te sich dieses nicht zu erklären, und empfand heimliche Schmerzen darüber. Kunigunde war die einzige, von der sie noch bisweilen besucht wurde. Doch auch diese blieb endlich aus.

An einem Sonntage ging Ernestine mit einem jungen Mann spazieren, der für den abgeschmacktesten Petitmaiter der Stadt galt. Kunigunde begegnete ihr, doch als sie Ernestinen von weitem kommen sah, bog sie um, und schlug einen andern Weg ein, um mit ihr nicht zusammen zu treffen. Aber Ernestine rief ihr zu, und Kunigunde mußte, aus Höflichkeit, stehen bleiben.

Ernestinens Begleiter, dessen wohlfrisirter Kopf in eine Wolke von Pomadenduft eingehüllt war, blieb stehen, während sie Kunigunden entgegen hüpfte, und mit ihr in eine Laube ging. Kunigunde, sprach sie hier, wie kommt es, daß auch du mich jetzt ver-

lässest? Du hast dich doch so lange zu mir gehalten, bist mir treu geblieben, als bereits alle meine Freundinnen mir untreu geworden waren, jetzt kommst du auch nicht mehr zu mir, und vermeidest recht absichtlich, wie es scheint, meine Gesellschaft. Woher kommt dies? ohne Grund geschieht es nicht.

Kunigunde, die eine solche Frage nicht erwartet hatte, gerieth in Verlegenheit. Unwahrheit war ihr zuwider, denn von Jugend auf war sie daran gewöhnt worden, immer die Wahrheit zu sprechen. Sie hätte jetzt lieber geschwiegen, aber Ernestine wurde zudringlich, und wiederholte die Frage.

Kunigunde antwortete nun unverhohlen, ihre Aeltern hätten ihr verboten, Ernestinen, wie bisher, zu besuchen.

Doch mit dieser Antwort begnügte sich Ernestine nicht. Sie fragte weiter, warum die Aeltern Kunigunden so etwas verboten hätten?

Kunigunde redete nun frei die Wahrheit, und erzählte ihrer ehemaligen Freundinn, daß alles in der Stadt ihre Entfernung aus dem Hause der Tante gemißbilligt habe, und großen Anstoß daran nehme, daß sie jetzt mit verdächtigen, übelberüchtigten jungen Leuten umgehe. Die Aeltern ihrer bisherigen Freundinnen hätten es deshalb ihren Töchtern strenge verboten, mit Ernestinen umzugehen; ihr Vater habe dasselbe gethan; sie bedaure, daß ihre ehemalige Freundinn in einen so übeln Ruf gekommen sey.

Ernestinen fielen die Ausdrücke: übler Ruf, aufs Herz. Sie wurde warm, und fing an, ihre Aufführung zu rechtfertigen.

Ich habe nie etwas Böses begangen, dessen sich mein Herz schämen müßte! rief sie aus; daß man mich verläumdet und verdächtig zu machen sucht, ist schlecht gehandelt. Meine lieblosen Feinde haben sich zu schämen, nicht ich.

Kunigunde machte sie darauf aufmerksam, daß sie wohl glaube, Ernestine habe nichts Böses begangen, es sey aber einmahl unter gebildeten Menschen Sitte, daß Mädchen in ihrem Umgange behutsam seyn, und ihren Ruf auf alle Weise zu erhalten suchen müßten. Leichtsinnig dürfe das Mädchen, dem seine Ehre lieb wäre, in diesem Punkte nicht seyn.

Mit diesen Worten verließ Kunigunde ihre ehemalige Freundinn. Ernestine wurde böse auf sie, und rief aus: Sieh' mir nur das schnippische Ding! will die doch gar eine Sittenpredigerinn machen! Euch, ihr

bösen Mäuler, zu Trotz, will ich fortfahren, zu leben, wie ich bisher lebte.

Sie sprang zu ihrem Begleiter, hängte sich in seinen Arm, und fing an, überaus lustig zu werden. Ihr muthwilliges Wesen fiel ihm selbst auf. Er erlaubte sich, im Vertrauen auf diesen Muthwillen, unanständige Scherze, die sie erröthen und ernsthaft machten.

Als sich Ernestine des Abends allein auf ihrem Zimmer befand, dachte sie über sich und das von Kunigunde Gehörte ruhiger nach. Es fiel ihr jetzt schwer aufs Herz, daß sie in einem bösen Rufe stehe; ihr Schmerz darüber löste sich in Thränen auf.

Eine Zeitlang war Ernestine in sich gekehrt, sehr ernsthaft und nachdenkend. Jedoch währte dieses nicht lange. Ihr leichtsinniges Wesen kam bald wieder zum Vor-

scheine, nur daß sie in Rücksicht ihres Umganges aufmerksamer auf sich wurde.

Da Ernestine schön und wohlhabend war, und sich auch durch äußere Bildung und Geist auszeichnete, so warben mehrere brave Männer um ihre Hand. Allein sie trieb mit jedem derselben ihren Leichtsinn so weit, daß sie am Ende zurücktraten, und sich in keine Verbindung mit ihr einlassen wollten. Einige Anverwandte machten ihr deshalb Vorwürfe, und machten sie darauf aufmerksam: daß sie ihr Glück selbst von sich stoße, und am Ende eine alte Jungfer bleiben werde. Ey, warum das nicht! versetzte sie gewöhnlich: geht der eine fort, so wird schon ein anderer kommen!

So trieb es die leichtsinnige Ernestine mehrere Jahre hindurch. Endlich stand sie im sechs und zwanzigsten Jahre, und es schien, als wenn niemand mehr Lust hätte,

sie zur Frau zu machen. Da erschien aus einem fremden Lande ein junger Fabrikant, der ihr seine Hand bot. Er war unbegütert, aber ein geschickter und rechtschaffener Mann. Vor sechs, acht Jahren würde Ernestine ihn mit Verachtung abgewiesen haben, jetzt nahm sie seinen Antrag in Ueberlegung, und noch war keine Woche verflossen, so hatte er ihr Jawort.

Der gute, unglückliche Mann! Ernestine war kaum seine Frau, als sie ihn durch ihren Leichtsinn auf mancherlei Weise zu kränken suchte. Sie wollte, wie sie vorgab, seine Liebe auf die Probe stellen, und machte ihm oft Tage lang kein freundliches Gesicht; in Gesellschaft behandelte sie ihn mit kränkender Gleichgültigkeit, und wenn er sich an ihrer Seite zu erholen wünschte, verließ sie das Haus, und schwärmte in Gesellschaften herum.

Das schlug den redlichen Mann sehr danieder. Er that Ernestinen Vorstellungen; sie verlachte sie; er suchte durch Nachsicht und zuvorkommende Gefälligkeit ihre Liebe zu gewinnen; sie schien es nicht zu erkennen und seiner zu spotten. Alles dies, versicherte sie, thäte sie, nicht um ihren Mann zu quälen, sondern um seine Treue und Anhänglichkeit auf die Probe zu stellen. Die Leichtsinnige! sie berechnete die üblen Folgen nicht, die solch' eine Handlungsweise nach sich ziehen müsse. Ihr Mann, um sich zu zerstreuen, besuchte öffentliche Häuser, und wollte durch den Genuß starker Getränke seine Sorgen und seinen Verdruß betäuben und ersticken. Er wurde ein starker Weintrinker, und machte große Schulden. Auf Einmahl war er verschwunden. Nach drei Jahren lief ein Brief aus Holland ein, daß er an der Lungenentzündung gestorben sey.

Ernestine hatte sich bereits der Zerstreuung ganz ergeben, und sich durch Ueppigkeit und Schwelgerei über die Urtheile hinwegzusetzen gesucht, die über sie gefällt wurden. Ihr Vermögen war in wenigen Jahren dahin. Verachtet starb sie in einem Spitale.

VIII.

Eleonore
oder
kindliche Dankbarkeit.

An einem schönen Frühlingsmorgen ging Eleonore mit ihrer guten Mutter spazieren. Das reine Blau des Himmels wurde von keinem Wölkchen getrübt, die Blumen des Feldes standen, bedeckt mit nächtlichem Thau, in ihrer Frischheit da, die freundliche Sonne bestrahlte sie, und die Fluren sahen einem mit Diamanten geschmückten Teppiche gleich. Leben und Heiterkeit war durch die Natur verbreitet, und Leonore fühlte sich ge-

stärkt durch die Morgenfrische, und von den Reizen des Frühlings erhoben zu dem, der unsichtbar, aber wirksam im Weltall waltet.

Eleonorens Angesicht verklärte sich. Mutter, sprach sie, wie schön ist alles um uns her! wie freundlich lächelt die Sonne, wie heiter ist der Himmel! wie lebt und webt alles in der Natur.

Ja, meine Tochter, versetzte die Mutter, der heutige Morgen ist schön und reizend, er ist ein Bild des Lebens, das dem Guten und Frommen zu Theil wird, wenn auch nicht in dieser, so doch in einer andern Welt. Heute sind es sechszehn Jahre, daß ich mit deinem Vater ehelich verbunden worden bin. Dieser Tag gab mir eine Reihe der schönsten Freuden, aber auch der Leiden nicht wenige. Du hast deinen Vater nur wenig gekannt. Er starb in deinem vierten Jahre. An Rechtschaffenheit und Gü-

te kam ihm nicht leicht jemand gleich. Mit Zärtlichkeit liebte er dich, meine Tochter! und in der letzten Stunde seines Lebens sagte er mehrmahls zu mir: Erziehe nur Eleonoren gut, damit sie gut werde und die Liebe Anderer verdiene! Dieser Wunsch schien seine ganze Seele zu beschäftigen, und wenige Augenblicke vor seinem Tode mußte ich dich noch zu ihm führen. Sein gebrochnes Auge ruhte nur auf dir; er legte seine Hand auf dein Haupt, und stammelte: Gott segne dich, meine Tochter! Gleich darauf verschied er.

Eleonoren rollten Thränen über die Wangen; auch die Mutter war tief gerührt, und trocknete sich die Augen. Sein Tod, fuhr sie fort, war schmerzlich für mich; ich hatte ja den besten, liebevollsten Mann verloren, du einen redlichen, zärtlichen Vater, wir beide unsern Versorger. Er ließ mich

in einer Lage zurück, die es mir nöthig machte, Tag und Nacht zu arbeiten, um mir und dir den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Du wurdest bald darauf krank, und setztest mich in die größte Angst. Der Gedanke, dich zu verlieren, war schrecklich für mich. Gott half dir, und ich fing an, ruhiger zu werden. Seitdem hab' ich manches Ungemach erfahren, manche schlaflose Nacht durchwacht und der Thränen viele geweint. Aber ich genoß auch manche Freude. Sah ich, wie sich bei dir, meine Tochter, eine Kraft nach der andern entwickelte, wie du zunahmst nicht nur am Körper, sondern auch am Geiste, o da vergaß ich darüber alle Mühe und Sorgen des Lebens, und freute mich über dein Wachsthum. Bei jeder guten Handlung, die du verrichtetest, erheiterte sich meine Seele, und gewann dem Leben neuen Reiz ab. Kam ich zuweilen in

das freie Feld, und sah um mich nichts als Leben, Segen und Wohlseyn, über mir das reine, heitre Blau des Himmels, und in sternhellen Nächten die zahllose Menge von glänzenden Weltkörpern, dachte ich dabei an die Ordnung, nach der sich alles richtet, und an die Weisheit, nach der alles gereihet ist: o da sank stiller Frieden und innige Freudigkeit in mein Herz, und ich sagte oft zu mir selbst: Der, der unsichtbar waltet, ist auch dein Gott und Vater; er wird deinen guten Willen nicht übersehen, und dich nicht verlassen. Froher ging ich dann an meine Arbeiten, geduldiger trug ich die Ungemächlichkeiten des Lebens, und wenn Bangigkeit sich meines Herzens bemächtigen wollte, dachte ich nur an den, von welchem Leid' und Freude kommen, sah ich nur nach dem gestirnten Himmel oder nach den be-

lebten Fluren, und in meine Brust kam Ruhe und Heiterkeit.

Mit Aufmerksamkeit hörte Eleonore den verständigen Reden ihrer Mutter zu, fiel ihr an das mütterliche Herz, und sprach bewegt: Liebe, gute Mutter! Sie haben für mich viel gethan; Ihnen verdanke ich nicht nur mein Leben, sondern auch alles, was mir das Leben werth macht. Nie werde ich es vergessen, stets sollen Sie in mir eine dankbare Tochter finden.

Der Mutter gingen diese Aeußerungen Eleonorens ans Herz. Tochter, sprach sie, die Hoffnungen, die du von dir erregst, sind jetzt das größte Glück meines Lebens; ohne sie hätte die Welt weit weniger Reiz für mich. Bleibe dem Guten immer treu, dann wird Gottes und deines Vaters Segen auf dir ruhen.

Jetzt schritten Sie weiter. Neue Naturreize entfalteten sich vor ihnen. Von einem Hügel genossen Sie die herrlichste Aussicht. Mutter und Tochter setzten sich auf grüne Rasen nieder, und blickten mit still heiterer Seele auf die schönen Fluren, die sich unter ihnen ausbreiteten. Ich sehe, du freust dich, meine Tochter, sprach jene; die Reize der Natur fesseln dich, und dein Blick ist ungewöhnlich heiter. Wohl dem Herzen, das mit Liebe an der Natur hängt! O bleib' ihr immer treu! sie ist die aufrichtigste Freundinn der Menschheit; ihr vertrauen, heißt dem Guten vertrauen. Ich verkenne nicht die Vortheile, die uns große Städte gewähren, und die vielen Vorzüge, die sie in mancher Hinsicht und für gewisse Classen von Menschen vor dem Lande haben; aber für die meisten Menschen sind sie Kerker, gefährlich der Gesundheit des Körpers,

und noch mehr der Gesundheit der Seele; je näher wir der Natur leben, desto besser sind wir dran. Oft hat mir dein Vater aus einem geistreichen Schriftsteller die Stelle vorgelesen:

Große Städte sind große Lasten. Der eignen Freuden
Beraubet, hascht nach fremden Freuden man.
Alles in ihnen ist gemahlt, Gesichter und Wände,
Gebehrden, Worte, selbst das arme Herz.
Alles in ihnen ist von kostbarem Holz und von Marmor.
Von Holz und Marmor selbst auch Herr und Frau.
O Landesarmuth, o wie bist du reich!

Ach ich bin für das Landleben sehr eingenommen, sprach Eleonore. Warum, lie-

be Mutter, bleiben wir in der Stadt? Lassen Sie uns der Mauern entfliehen, und in ländlicher Freiheit leben.

Man kann nicht immer, was man wünscht, versetzte die Mutter. Deinen Vater hielt sein Amt in der Stadt zurück, und wir können schon deshalb nicht aufs Land ziehen, weil wir dort wenig Erwerbsquellen fänden; die Arbeiten, welche wir verstehen, und die uns unsern Unterhalt verschaffen, eignen sich nur für die Stadt. Glaube indeß nicht, meine Tochter! daß man in großen Städten nicht auch zufrieden und froh leben könne; wer Recht thut, und Gott vertraut, dem blüht überall die Freude, jene wahre Freude, die nicht von dieser Welt ist, und nur im Innersten des Herzens keimt. Nur daß es in den großen Städten mehr Hindernisse als auf dem Lande gibt, dieser Freude theilhaftig zu werden.

Indem sie so sprachen, ließ sich in einem nahen Kirschwäldchen eine Harfe hören. Bald vernahmen sie auch einen sanften Gesang. Die Stimme war eine weibliche Stimme; das Lied, das gesungen wurde und seit einigen Jahren sehr bekannt worden ist, drückte Sehnsucht nach dem Landleben aus, und lautete so:

Aufs Land, aufs Land, da steht mein Sinn
So einzig, ach! so einzig hin!
Da lebt sichs gut, da lebt sichs froh,
Und nirgends, nirgends lebt sichs so.

Da schlägt im Mai die Nachtigall,
Da rauscht und tanzt der Wasserfall,
Da gleitet friedlich und gemach
Im Wiesengrund ein Silberbach.

Da sprossen Blümchen gelb und blau
Und weiß und roth auf grüner Au;

Da ladet mich der Schattenhain
In sein verschwiegnes Dunkel ein.

Da winkt die Laube von Jasmin,
Wo Veilchen rings und Rosen blühn;
Da würzt der Bäume Blüthenduft,
Des Flieders Hauch die Abendluft.

Da wiegt in manchen süßen Traum
Der Rasenstelle weicher Saum;
Da lauscht der Mond des Müden Ruh
So freundlich durch die Pappeln zu.

Da kennt man nicht der Mode Zwang,
Nicht Launenspiel und Grillenfang;
Da trübt nicht Spott, Betrug und Neid
Den Himmel der Zufriedenheit.

Wie wollt' ich da so ganz allein
Mit Freunden mich des Lebens freun!

Aufs Land, aufs Land, da steht mein Sinn
So einzig, ach! so einzig hin!

Auf Eleonore machte dieser liebliche Gesang den besten Eindruck. Die Sängerinn kam nicht zum Vorschein. Noch ein Stündchen blieben Mutter und Tochter im Freien, und kehrten dann mit heitrer Seele nach der Stadt zurück.

Thätig und mit Gott und der Welt zufrieden, lebte Eleonore an der Seite einer so würdigen Mutter ihre Jugend. Mit Liebe und Dankbarkeit hing sie an ihr. Tief fühlte sie es, was sie ihrer Mutter schuldig sey, und suchte ihre zärtliche Sorgfalt durch kindliche Ergebenheit und Gefälligkeit einigermaßen zu vergelten.

Einmal wurde die Mutter sehr krank. Eleonore litt dabei noch mehr als sie. An dem Krankenbette entfaltete sich das edle,

dankbare Herz der Tochter am schönsten. Fast nie wich sie von der Seite der Mutter. Sie hob sie ins Bett und aus dem Bette, besorgte alles aufs pünktlichste, was der Arzt verordnet hatte, durchwachte ganze Nächte bei der Kranken, und that dies alles so geduldig, so gerne, daß die kranke Mutter tief gerührt wurde, und dem Himmel dankte, daß er ihr eine so gute, dankbare Tochter geschenkt habe.

Die Krankheit zog sich in die Länge. Eleonorens Eifer, der Mutter treulich beizustehen, ermüdete nicht, blieb sich immer gleich, und nahm mit den Gefahren der Mutter zu. Gott segne dich, meine Tochter, sprach diese, du handelst an mir als ein gutes, dankbares Kind. O sähe dies dein Vater! Er würde Freudenthränen darüber weinen.

Einige Bekannte der Kranken kamen auf den Einfall, sie in das öffentliche Hospital bringen zu lassen, größtentheils darum, damit Eleonore geschont würde. Als diese davon hörte, widersetzte sie sich diesem Vorhaben, und wollte es durchaus nicht zugeben, daß ihre Mutter von ihr entfernt werde. Nein! sprach sie mit Wärme, so lange ich nicht ganz unterliege, will ich meine gute Mutter selbst warten und pflegen! Sie hat es um mich verdient. Undank wär' es von mir, wenn ich, um mir Erleichterung zu verschaffen, mich von ihr zurückzöge.

Was jene Bekannten auch immer dagegen einwenden mochten, Eleonore ließ es nicht zu, daß die leidende Mutter in das Hospital kam. Erst nach zwei Monaten erholte sie sich und genas. Herzlich war Leonorens Freude darüber, herzlich der Dank

der Mutter für die liebreiche Pflege, die sie von der Tochter erhalten hatte.

Als Eleonore im achtzehnten Jahre stand, zog sie durch ihre weibliche Anmuth und Schönheit die Aufmerksamkeit mehrerer jungen Männer auf sich. Edmund, der Sohn eines sehr reichen Wechslers, sah sie oft, und warb endlich um ihre Hand. Seine Anträge setzten das gute Mädchen in Verlegenheit. Ihr Herz fühlte Neigung für Edmund, nur schien es ihr, als wenn er zu viel auf äußerlichen Glanz und blendenden Pomp sähe. Sie irrte sich auch nicht. So manche gute Eigenschaft Edmund auch besaß, so hatte er doch von manchen wichtigen Angelegenheiten des Lebens schiefe Begriffe, und eine durch Vorurtheile des Standes verschrobene Denkart. Als er eines Tages mit Eleonoren zusammentraf, und in sie drang, sich zu erklären, ob sie den Wünschen seines Her-

zens Gehör geben, und seine Frau werden wolle, war diese bereits entschlossen, ihm eine bejahende Antwort zu geben.

Mit einemmale aber änderte sich die ganze Sache. Edmund gab Eleonoren zu verstehen, daß seine Familie zwar manches gegen seine Wahl einzuwenden habe, daß aber alles beseitigt werden würde, wenn Eleonorens Mutter, deren Armuth in der Stadt bekannt sey, ihren Aufenthaltsort veränderte, und sich etwa auf das Land zöge, wo er für ihren Unterhalt sorgen wolle.

Eleonore fühlte sich durch diese Aeusserungen an der empfindlichsten Seite ihres Herzens gekränkt. Mein Herr, sprach sie zu Edmund, in einem Tone, der ihm durch die Seele drang, wenn Sie mir die Schätze der Erde böten, und dabei verlangten, ich sollte meine gute Mutter von mir entfernen, ich würde mit Verachtung all' diese Schätze von

mir weisen, und lieber die äusserste Noth leiden, als mich eines solchen Undanks schuldig machen.

Aus der Heurath wurde nichts. Nach einem Jahre bot ein rechtschaffener Landprediger Eleonoren die Hand. Sie wurde seine Frau. Ihre gute Mutter nahm sie zu sich, und beträgt sich noch immer gegen sie mit dankbarer Liebe. Als Edmunds Frau hätte sie zwar ein glänzenderes, aber sicher kein glücklicheres Leben führen können. Ihre Tage fließen sanft und heiter dahin, wie Tage des Frühlings.

IX.

Die zwei Schwestern.

Carolinchen und Henriette waren die Töchter eines reichen Kaufmannes. Die Natur hatte beide mit schönen Talenten und einer ausgezeichneten Anlage zum Guten ausgestattet. Aber das, worauf viele Menschen bei einem Mädchen vorzüglich sehen, Schönheit und Reiz, hatte sie blos der jüngern Tochter, Carolinchen, zu Theil werden lassen. Henriette war von Natur nicht schön. In ihrem sechsten Jahre bekam sie die Blattern, litt sehr durch dieselben und trug viele kleine Narben davon.

Als beide Schwestern etwas älter waren, besuchten sie bisweilen kleine Gesellschaften, mit unter auch einen Ball. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich deutlich, daß die meisten Menschen, besonders die jungen Männer, von den zwei Geschwistern ganz verschieden dachten. Carolinchens Schönheit wurde allgemein bewundert; jedermann behandelte sie mit Aufmerksamkeit, suchte in ihrer Nähe zu seyn, mit ihr zu sprechen, zu tanzen, zu spielen. Man überhäufte sie mit Gefälligkeiten, und lobte alles, was sie sprach und that.

Ganz anders betrug man sich gegen Henriette. Weil sie nicht schön war, so bekümmerten sich auch wenige um sie. Man unterhielt sich in Gesellschaft zwar auch mit ihr, aber mehr aus Höflichkeit, als weil man sich zu ihr hingezogen fühlte. Die Artigkeiten, die man ihr zuweilen vorsagte,

kamen — das konnte man deutlich genug merken — nicht aus dem Herzen, sondern waren blos leere Worte, kurz, Henriette wurde vernachläßigt, während Carolinchen den Triumph genoß, bewundert zu werden.

Den beiden Schwestern entging nichts von dem Betragen Anderer gegen sie. Es brachte mancherlei Wirkungen auf sie hervor. Für Carolinchen war es sehr schmeichelhaft, daß man sie so sehr auszeichnete. Ihre Eitelkeit, die fast täglich neue Nahrung fand, wurde immer größer, und nahm am Ende ihr ganzes Herz ein. Zu Hause hatte sie keine Ruhe mehr; sie wünschte, täglich in Gesellschaft zu gehen, um darin bewundert zu werden. Ihre häuslichen Geschäfte wurden ihr zum Ueberdrusse; so oft sie nur konnte, entzog sie sich denselben. Sprachen ihre Aeltern ein ernsthaftes Wort zu ihr, so nahm sie es übel, und glaubte in ih-

rem Herzen, daß ihr Unrecht geschehe. Sie hatte zwei Lehrer; aber der Unterricht derselben fruchtete bei Carolinchen nicht mehr, seitdem ihrer Eitelkeit so sehr geschmeichelt wurde. In den Lehrstunden sas sie zerstreut; ihr Geist war nicht auf den Gegenstand, über den der Lehrer sprach, sondern auf ganz andere Dinge gerichtet. Forderte dieser sie zur Wiederholung des Gesagten auf, so wußte sie gewöhnlich nicht, wovon die Rede sey, und so mußte es kommen, daß Carolinchens Geist unausgebildet blieb, und der Schönheit ihres Gesichtes nicht entsprach.

Auch in sittlicher Hinsicht hatten die Schmeicheleien, die Carolinchen über ihre Schönheit fast täglich anhörte, einen nachtheiligen Einfluß auf sie. Sie verlor jene liebenswürdige Bescheidenheit, die man bei jedem wahrhaft gebildeten und edlen Mäd-

chen antrifft, und die eine der schönsten Züge eines anziehenden weiblichen Charakters ist.

Carolinchens hohe Meynung von sich stieg zu einem lächerlichen Uebermuthe, durch den die übrigen Mädchen oft gekränkt und zur Wiedervergeltung gereizt wurden. Glaubte sie sich bisweilen etwas vernachläßigt, so empfand sie dies sehr übel, und konnte nur mit Mühe den Unwillen darüber unterdrükken, der sich in ihrem Innern regte. Sah sie, daß man einer Andern auch artig und schmeichelnd begegnete, so erwachte in ihrem Herzen der Neid, und störte ihre innere Ruhe. Leidenschaften verschiedener Art durchtobten ihre Brust, und machten sie unglücklich, ob sie gleich das glücklichste aller Mädchen schien.

Henriette, ihre Schwester, sah das überaus höfliche und artige Benehmen der meisten Menschen gegen Carolinchen, und fühlte

die Vernachläßigung ihrer selbst um so tiefer. Ihr Schmerz darüber war groß, und nagte um so heftiger an ihrem Herzen, je mehr es die Klugheit erforderte, denselben zu verbergen. So sehr Carolinchen Gesellschaften, Spazierfahrten, Bälle und andere Lustbarkeiten liebte, eben so sehr war dies alles Henrietten verhaßt. Sie hatte dabei nur immer den Verdruß, ihre Schwester ausgezeichnet, sich hintangesetzt zu sehen.

Eine Zeitlang beneidete Henriette ihre Schwester, und gab feindseligen Gefühlen gegen sie Raum. Dies verbitterte ihr das Leben noch mehr; sie war mit der Welt, mit Gott und sich selbst unzufrieden. Oft standen ihr Thränen in den Augen, und sie sagte zu sich selbst: Was hab' ich verschuldet, daß man mich weniger liebt, als meine Schwester? Sind wir nicht von einerlei Aeltern geboren? Weiß ich nicht eben so

viel, vielleicht noch mehr, als sie? Meyne ich es mit Andern nicht eben so gut, vielleicht noch besser als Caroline? Und doch thut nur ihr Alles schön, mich bemerkt man kaum!

So lange Henriette also dachte, war sie unglücklich. Sie fand an nichts Vergnügen; alles ekelte sie an; alles betrachtete sie mit Verdruß und Verachtung. Endlich erwachten ihre besseren Gefühle. An einem heitern Tage ging sie allein spazieren. Alles um sie war heiter und reizend. Der reine, blaue Himmel klärte auch ihr Inneres auf. Hügel und Fluren waren mit Blumen und üppigen Gräsern geschmückt, auf den Bäumen und in der Luft zwitscherten Vögel — alles athmete Leben, Liebe und Freude.

Henriettens Seele erhob sich zum Schöpfer der Erde, und eine stille Heiterkeit ergoß sich in ihr Herz. Sie sang, mit See-

lenfreudigkeit, folgendes Lied, das sie vor kurzem kennen gelernt hatte:

Der du mit Weisheit, Stärk und Pracht,
Im Unermeßlichen gebauet!
Auch mich hat deine Hand gemacht,
Du hast mein Schicksal überschauet;

Und mich, o Herr, ans Werk gestellt,
Um hier, in ungezählten Tagen,
Zum Bau der großen Geisterwelt
Das Meine wirksam beizutragen.

Laß, meiner Pflichten eingedenk,
Mich treulich an der Arbeit bleiben,
Die du mir zugetheilt, und schenk
Mir Kraft, dein edles Werk zu treiben.

Gib, daß ich Alle schwesterlich
Mit reiner Menschenlieb' umfasse;
Dein Beispiel, Herr! beseele mich,
Daß ich selbst meinen Feind nicht hasse.

Gib mir ein lasterfreies Herz,
Vernunft und Mäßigung in Freude!
Im Unglück Trost, Geduld im Schmerz,
Und Muth, wenn ich vom Leben scheide.

Noch nie hatte sich Henriette in einer so wohlthätigen, frohen Stimmung befunden. Sie setzte sich an einer klaren Quelle nieder, und erblickte in derselben ihr Bildniß. Ach, seufzte sie, das, was ich in dem Wasserspiegel sehe, ist wohl Schuld daran, daß man mich nicht eben so freundlich behandelt als meine Schwester. Wäre ich schöner, so würde man sich auch gegen mich anders betragen!

Sie versank in stilles Nachdenken. Du, dem ich Leben und Gesundheit verdanke, dachte sie bei sich, von dir ist alles, was ich habe. O laß mich damit nicht unzufrieden seyn; laß mich nicht auf das Aeusser-

liche hinsehen, das vergänglich, sondern auf das Geistige, das unvergänglich ist.

Henriette faßte gute Vorsätze, und ging frohen Gemüthes nach Hause. Ihren Aeltern fiel die Heiterkeit der Tochter auf; sie konnten sich dieselbe nicht erklären.

Nach einigen Tagen kam Henrietten ein Buch in die Hände, das zwar ernsthaften, aber sehr nützlichen Inhaltes war. Sie fand darin auch folgende Stelle: „Ein Mädchen, das reizend und schön ist, ist deshalb noch nicht liebenswürdig. Schönheit und Reize schwinden oft sehr bald dahin, was bleibt dann übrig, wenn die Besitzerinn ausserdem nichts mehr besas? Innere Schönheit, Verstand, und ein sanftes, gottergebenes, reines Herz, dies allein macht ein Mädchen wahrhaft liebenswürdig und glücklich. Hast du weiter nichts, als ein schönes Gesicht, so hast du sehr wenig; fehlt es dir an Bil-

dung und Herzensgüte, dann fehlt es dir an allem. Bist du nicht schön und reizend, so laß dich diesen Mangel nicht betrüben. Sey nur verständig, bescheiden, gefällig und gut, dann bist du liebenswürdig auch ohne äusserliche Reize. Deine innere Güte wird sich in deinem Angesichte ausdrücken, wird dem Menschenkenner nicht verborgen bleiben, wird dich in seinen Augen wahrhaft liebenswürdig machen. Du besitzest dann einen Schatz, den dir nichts aufs Erden zu rauben vermag.“ Henriette las, in Beziehung auf sich, diese Stelle mehrmals, und beschloß, die Lehre, die in derselben liegt, zu befolgen. Sie zog sich jetzt noch mehr als bisher von allen Zerstreuungen zurück, erwarb sich mit Eifer nützliche Kenntnisse, betrieb die häuslichen Geschäfte mit Sorgfalt, und bildete sich so eine kleine Welt, in der es ihr sehr wohl gefiel. Gegen ihre

Aeltern und gegen Jedermann betrug sie sich mit zuvorkommender Gefälligkeit; nicht leicht nahm sie etwas übel, mit Geduld ertrug sie manche Unannehmlichkeiten des Lebens, und so erwarb sie sich bald das Wohlwollen vieler Menschen. Die Mädchen der Stadt gingen lieber mit ihr als mit Carolinchen um, denn von dieser wurden sie oft auf verschiedene Weise gekränkt, von Henriette erfuhren sie nur Liebes und Gutes. Auch andere verständige Menschen, die mit Carolinchens Eitelkeit unzufrieden waren, gaben ihrer bescheidnen, gefälligen Schwester den Vorzug.

Seitdem Henriette sich Mühe gab, durch Bildung und Herzensgüte Andere für sich zu gewinnen, verlor sich aus ihrem Innern der Mißmuth, der sonst ihre Tage getrübt hatte, und stille Heiterkeit und Freude erfüllte ihre Brust. Sie gewann dem Leben neuen

Reiz ab, liebte von neuem die Menschen, und sprach oft zu sich selbst: War ich einst nicht eine Thörinn, daß ich mich betrüben konnte, weil meine Schwester schöner ist und mehr ausgezeichnet wird als ich? Was fehlet mir jetzt? Bin ich nicht mit mir, mit Gott und der Welt zufrieden? Kenne ich nicht Güter, die von größerem und dauernderem Werthe sind, als äussere Schönheit? Und sind mir nicht mehrere brave Menschen gut?

Henriette lebte glücklich. Nicht so wohl befand sich Carolinchen. Da sie an keiner ernsthaften Beschäftigung Geschmack fand, so mußte sie oft das Drückende der Langenweile fühlen. Kam sie in Gesellschaft, so genoß sie zwar das Vergnügen, sich ausgezeichnet zu sehen, kehrte aber gewöhnlich mit leerem Herzen nach Hause zurück. Neid und Eitelkeit zerrütteten ihren innern Frie-

den. Auch bemerkte sie oft, wenn sie mit Henrietten in Gesellschaft war, daß diese weit verständiger sprach, und gewöhnlich mit mehr Aufmerksamkeit angehört wurde, als sie selbst. Dies war ihr zuwider. Sie faßte einen heimlichen Groll gegen Henrietten, und that ihr bei verschiedenen Gelegenheiten wehe. Die gute Schwester verschmerzte alles, und machte Carolinen nicht die leisesten Vorwürfe, sondern suchte sie vielmehr durch ein liebreiches, schwesterliches Betragen wieder für sich zu gewinnen.

So lebten die zwei Schwestern einige Jahre fort. Carolinchen entwickelte sich immer schöner, und zog die Aufmerksamkeit mehrerer heirathslustigen Männer auf sich. Ihre angenehme Lage litt durch den Tod ihrer Aeltern. Henriette empfand bei diesem Verluste den meisten Schmerz; denn Vater und Mutter waren ihr alles auf Erden ge-

wesen. Monate lang war ihr Herz mit Wehmuth erfüllt, und nur der Trost, den ihr Religion und Vernunft darboten, stellte ihre verlorne Ruhe wieder einigermaßen her.

Carolinchen trauerte nicht so lange. Sie suchte in Gesellschaften Zerstreuung, und fand sie; bald war das Andenken an Vater und Mutter geschwächt, und es ging ihr, wie es Allen zu gehen pflegt, die von dem Strome des zu geselligen Lebens mit fortgerissen werden — ihre feinern, edlern Gefühle wurden durch das Geräusch der Welt erstickt.

Eine Tante, die man in der Stadt als eine vernünftige, rechtschaffene Frau schätzte, nahm die beiden Schwestern in ihr Haus. Mit Henrietten war sie vollkommen zufrieden; Carolinchens Denkungsart aber mißfiel ihr. Sie warnte das verirrte Mädchen mütterlich, auf den Weg des Guten umzukeh-

ren, sich auf ihre äussere Schönheit weniger einzubilden, den Schmeicheleien Anderer kein Gehör zu geben, ihren Verstand mehr auszubilden, und weibliche Arbeiten sich angelegener seyn zu lassen.

So gut diese Ermahnungen gemeynt waren, so sehr mißfielen sie der eitlen Caroline. Sie hörte sie mit Unwillen und nur mit halbem Ohre an. Da die Tante sie einigemale wiederholte, so erklärte ihr die übermüthige Nichte, sie sey nicht zu ihr gekommen, um alle Tage Predigten anzuhören; sie wisse zu gut, was sie zu thun habe, als daß sie solcher Ermahnungen nöthig hätte.

Die Tante erschrack über diese Dreistigkeit der Nichte, und faßte beinahe den Entschluß, sie aus ihrem Hause zu entfernen. Nur die Liebe zu ihrer verstorbenen Schwester, Carolinchens Mutter, hielt sie davon ab.

Ganz anders war Henriettens Betragen gegen die Tante. Sie erwies ihr alle Achtung und Liebe, und verehrte sie als ihre zweite Mutter. Sorgfältig spähte sie ihre leisesten Wünsche aus, und erfüllte sie, noch ehe sie laut wurden. In den häuslichen Geschäften hatte die Tante an ihr die beste Gehülfinn; auf ihre Treue und Pünktlichkeit konnte sie sich ganz verlassen, und in den Stunden der Erholung unterhielt sie sich mit niemanden lieber als mit Henrietten. Ihr schenkte sie ihr volles Vertrauen, ihre ganze Liebe, und zog sie bei fast allen Angelegenheiten ihres Hauses zu Rathe. Dies vermehrte Henriettens Anhänglichkeit an die Tante, und ließ sie den Verlust ihrer Aeltern verschmerzen.

Caroline war mit ihrer Lage unzufrieden. Sie wünschte sich aus dem Hause der Tante weg, und es währte nicht lange, so

sah sie sich dem Ziele ihrer Wünsche nahe. Ein reicher Banquier aus Sonnenthal machte ihre Bekanntschaft. Sie benahm sich gegen ihn mit der feinsten Artigkeit, gewann seine Liebe, und Holmer — so hieß er — trug ihr Hand und Herz an. Jedermann pries Carolinen glücklich, und überall sagte man ihr, sie habe die beste Parthie getroffen.

Nach wenigen Monaten war Hochzeit. Sie wurde mit vielem Glanz und Pomp gefeiert. Caroline, als die Königinn des Festes, war prächtig geschmückt, und alle Mädchen, die geladen waren, beneideten sie. Henriette wurde wenig bemerkt; bescheiden nahm sie an den Lustbarkeiten des Festes Theil, und gönnte von Herzen der Schwester ihr Glück. Das einzige that ihr wehe, daß Carolinchen sie kaum ihrer Aufmerksamkeit würdigte, mit ihr wenig sprach, ge-

flissentlich es vermied, in ihre Nähe zu kommen, und sich gleichsam der guten, treflichen Henriette zu schämen schien.

Nach beendigter Hochzeit nahm Caroline von Henrietten und der Tante kalt Abschied, und fuhr mit ihrem Manne nach Sonnenthal, wo sie auf das glänzendste empfangen wurde. Sie kam in ein Haus, das für eines der ersten in der Stadt galt; alles, was sie umgab, schien da zu seyn, um ihr ihren neuen Aufenthalt angenehm zu machen; man begegnete ihr mit zuvorkommender Gefälligkeit, alles bestrebte sich, ihre Gunst zu erhalten, und Carolinen schien es, als wäre sie in den Vorhof des Himmels versetzt.

Henriette blieb auch nicht lange unverheirathet. Ein Forstmeister, Namens Langermann, lernte sie kennen. Ihr bescheidnes, gutmüthiges Wesen gefiel ihm. Er be-

fragte Andere über ihren Charakter; jedermann gab ihr das beste Zeugniß. Langermann, der sein gutes Auskommen hatte, und dessen Geradheit und Rechtschaffenheit allgemein geschätzt wurde, bewarb sich um Henriettens Hand. Diese fühlte Achtung und Zuneigung für ihn, und wurde, ob er gleich um vieles älter war als sie, seine Braut.

Erwarten Sie, liebe Henriette, sprach der wackre Forstmeister zu wiederholtenmalen, Achtung und treue Zuneigung von mir, nur keine Schmeicheleien, wie sie jetzt von den jungen Herren in Menge an junge Mädchen gespendet werden. Ich liebe Sie aufrichtig, davon können Sie vollkommen überzeugt seyn, aber ich verstehe mich nicht darauf, Ihnen dies mit der Lebhaftigkeit eines feurigen Jünglings zu versichern.

Bester Freund, versetzte Henriette, Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich das letztere erwarte. Ueberzeugt von Ihrer redlichen Gesinnung für mich, bedarf ich keiner feurigen Versicherungen darüber. Lassen Sie uns einander immer vertrauen.

Nach einem Vierteljahre war Hochzeit. Caroline wurde zu derselben eingeladen. Allein die übermüthige Thörinn hielt es unter ihrer Würde, zu erscheinen. Sie hatte, seitdem sie Frau v. Holmer geworden war, nur mit lauter vornehmen, reichen Damen Umgang, und schämte sich ihrer Verwandtschaft. Also einen Forstmeister hat die Henriette geheirathet? sprach sie in einem verächtlichen Tone, als sie die Nachricht davon erhielt: nun Glück zu, Frau Forstmeisterinn! — Ich soll zu ihrer Hochzeit? Eine schöne Zumuthung! Da könnt ihr lange warten!

Der Vermählungstag war für Henriette und ihre Tante ein Tag der Freude. Er wurde ohne großes Geräusch gefeiert. Nur die nächsten Anverwandten und einige vertraute Freunde nahmen Theil daran. Alles war heiter gestimmt, alles von Einem Geiste beseelt. Ein wohlzubereitetes Gastmahl und ein kleiner Familienball machten das ganze Fest aus, aber es fand dessen ungeachtet mehr Fröhlichkeit dabei Statt, als bei Carolinens Hochzeit, die mit Prunk gefeiert worden war.

Was alle Verständigen dem neuen Ehepaare vorausgesagt hatten, traf ein. Ihre Ehe war ungemein glücklich. Henriette fand mehr als sie erwartete, denn ihre Erwartungen waren gemäßigt. Mit Achtung und Liebe umfaßte sie ihren Gatten und seine Aeltern; eifrig suchte sie ihm die Lasten seiner Arbeiten zu erleichtern, und ihm das Leben

angenehm zu machen; emsig betrieb sie das Hauswesen, behandelte mit Sanftmuth das Gesinde, und jeden mit Gefälligkeit, der sich ihr nahte. Bald sah sie sich im Besitze der Hochachtung und Freundschaft vieler guten Menschen, und fühlte sich dabei froh und glücklich.

Langermann wußte sein Glück zu schätzen; er sah es ein, welch' ein unschätzbares Kleinod er in seiner Gattinn besitze, und seine Liebe zu ihr nahm mit jedem Tage zu. Beide beeiferten sich, einander durch Anhänglichkeit und Gefälligkeit zu übertreffen. Sie bauten sich einen Himmel auf Erden.

Während Henriette sich in der Ehe glücklich fühlte, trug sich in dem Hause ihrer Schwester mancherlei zu, was mehrere Vernünftige vorausgesehen hatten. Caroline machte in Sonnenthal den größten Aufwand, und zog dadurch den Neid vieler andern Damen

auf sich, die ihr innerlich gram waren, ob sie es gleich äusserlich nicht schienen. An ernstere Beschäftigungen dachte Caroline nicht; nur rauschende Vergnügungen lagen ihr am Herzen; ihre Eitelkeit erreichte den höchsten Grad, und keine Schmeichelei war zu groß, auf welche sie nicht Ansprüche gemacht hätte.

Herr von Holmer sah dies eine Zeitlang mit an, und hoffte, daß es bald ein Ende nehmen werde. Da er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, nahm er gegen seine Frau eine ernsthaftere Miene an, und gab ihr deutlich zu verstehen, wie sehr er wünschte, daß sie ihre Lebensweise ändre, und sich mehr an die stillern häuslichen Freuden halte.

Caroline empfand diese Zumuthung übel. Holmer bestand auf seinem Wunsche, und da die eitle Gattinn zögerte, sich nach demselben zu richten, so entwickelte sich zwischen

ihr und ihm ein Mißverständniß nach dem andern. Holmer entdeckte bald, daß seine Gattinn weiter nichts besitze als äusserliche Reize, daß es ihr an Bildung des Geistes und noch mehr an Güte des Herzens fehle; dies schwächte seine Liebe zu ihr immer mehr, und brachte ihn so weit, daß er ihr nach einigen Monaten abgeneigt wurde. Sie machte ihm darüber unfreundliche Vorwürfe, die ihn beleidigten. Am Ende konnte Holmer sie nie ansehen, ohne daß sich ein geheimer Unwille gegen sie in seinem Innern regte.

Eines Abends, als sich die glückliche Henriette zu Bette legen wollte, wurde an ihr Haus gepocht. Wie sehr war sie überrascht, als — Caroline in ihr Zimmer trat, und ihr weinend in die Arme fiel. Schwester! rief sie aus, ich bin unglücklich! nimm dich meiner an!

Caroline erzählte nun, daß ihr Mann sie von sich verstoßen, und den Entschluß gefaßt habe, sich von ihr scheiden zu lassen.

Henriette und ihr Gatte nahmen an Carolinens Lage den aufrichtigsten Antheil. Die erstere schrieb mit dem ersten Posttage an Holmer, und bat ihn, der Welt kein Aergerniß zu geben, und seine Gattinn nicht zu verlassen. Er antwortete in einem verbindlichen Tone. Hätte Caroline — so schrieb er — Henriettens Geistesbildung, ihren Sinn fürs Schöne und Gute und für die reineren Freuden des Lebens; käme sie ihr an innerer Schönheit, die allein auf immer das Herz fesseln könne, nur zur Hälfte gleich: so würde er seine Liebe zu ihr nie verändert haben, er würde ihr mit ewiger Treue und Achtung zugethan geblieben seyn. Nichts bedaure er mehr, setzte er hinzu, als daß er nicht um Henriettens Hand angehalten

habe; mit ihr hätte er gewiß glücklich gelebt.

Henriette wollte diesen Brief ihrer Schwester nicht mittheilen. Diese bestand aber darauf. Mit Beschämung las sie ihn. Mitunter wandelte sie auch ein heimlicher Unwille an. Henriette benahm sich gegen ihre Schwester mit schwesterlicher Liebe, und suchte ihr den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm zu machen als möglich. Caroline fühlte dies tief, und schämte sich ihres vorigen Betragens gegen die Schwester. An Holmer schrieb Henriette oft, und suchte ihn von dem Gedanken an eine Ehescheidung abzubringen. Seine Briefe waren verbindlich und voll Achtung gegen die Schwester seiner Frau, von der er, wie er sich ausdrückte, den Himmel erwartet und dafür nur Verdruß und Kummer erfahren hätte. Sie schien es darauf angelegt zu haben — schrieb er — mei-

ne Vermögensumstände zu zerrütten, mich zum Schuldner und am Ende zum Bettler und Betrüger zu machen. Erheitern sollte sie meine Tage, und sie verbitterte sie; erleichtern sollte sie mir meine Lasten, und sie schwärmte ausser dem Hause herum, und vergaß ihren Gatten; sie sollte meine Gefährtinn, meine Freundinn und Trösterinn seyn, und nahm sich selten Zeit, ihrem Manne zu leben; Andere zogen sie weit mehr an. An den Schmeicheleien geschwätziger Heuchler sey ihr ungleich mehr gelegen als an der Achtung und Liebe dessen, dem sie am Altare ein heiliges Versprechen that, an dessen Erfüllung sie nie im Ernste dachte. Ueberdem mangelt es ihr an allem, was einem Manne von Charakter genügen könnte. Sie ist eine hübsche Puppe ohne Verstand; Kinder können wohl mit Puppen spielen, aber auch der Mann? — Nein, so lange Caroline ihre

Denkungsart nicht von Grund aus ändert, so lange — das ist mein fester Entschluß — ist an keine Aussöhnung zu denken.

Caroline war nun höchst unglücklich. Die Veränderung ihrer Lage schmerzte sie lange, und der Gedanke, was die übrige Welt von ihren Unfällen denken werde, machte ihr großen Kummer.

Henriette bat sie, ruhiger zu werden, ihre alten Tage zu vergessen, und eine andere Lebensweise zu ergreifen, wodurch es ihr am sichersten gelingen könne, Holmers Liebe wieder zu gewinnen, und ihn für immer auszusöhnen. Der brave Forstmeister Langermann und seine Aeltern bewiesen sich gegen Caroline sehr freundschaftlich. Mit zuvorkommender Gefälligkeit suchten sie ihre Wünsche zu befriedigen, und ihre Seele aufzuheitern. Ein Geist, der Geist des Wohlwollens und der Zufriedenheit, beseelte die gan-

ze Familie. Henriette fühlte sich ganz glücklich, und Caroline beneidete sie. Langermann wurde zum Oberforstmeister ernannt, und seine äussere Lage dadurch sehr verbessert. Henriette konnte jetzt mit ihm gemächlicher leben, ihre Haushaltung bequemer einrichten, und in Rücksicht der Zukunft fast ganz ohne Sorgen seyn. Ihr Mann lernte ihren Werth immer besser kennen und schätzen, und seine Achtung und Liebe zu ihr nahm zu.

O glückliche Schwester! sagte eines Tages Caroline, indem sie Henrietten an die Brust sank, du bist zu beneiden! Du geniessest wahre Freude! Du liebst und wirst geliebt! Deine Tage sind lauter schöne, heitere Tage!

Liebe Schwester! versetzte die gerührte Henriette, ja, ich bin glücklich, sehr glücklich! Mit Dank gegen die Vorsehung erkenne ich

es. Aber so glücklich kannst du auch noch werden. Es hängt ganz von dir ab.

Henriette rieth nun ihrer Schwester, sich mehr gemeinnützige Kenntnisse zu erwerben, einige weibliche Kunstfertigkeiten eigen zu machen, und dabei auch das Haushaltungswesen zu studieren.

Caroline befolgte diesen Rath. Ein paar Lehrer unterrichteten sie in verschiedenen Wissenschaften; auch lernte sie stricken, nähen, sticken, etwas Musik und Zeichnen, und half ihrer Schwester bei den häuslichen Geschäften derselben.

Diese Beschäftigungen gewährten Carolinen einen Genuß, der ihr bis dahin unbekannt war. Sie fing an, ihnen viel Geschmack abzugewinnen, und wunderte sich, wie es ihr einst möglich gewesen sey, ihre schöne Zeit zu vertändeln. Sobald der Mensch von irgend einer ernsthaften, nützlichen Arbeit an-

gezogen wird, so hat dies auch einen merklichen Einfluß auf seine sittliche Denkungsart, er wird besonnener, ordnungsliebender und besser. Das war auch bei Caroline der Fall. Ihr Wesen änderte sich mit einemmale. Sie wurde gesetzter, geduldiger, bescheidner, sie wurde, mit einem Worte, besser. Henriette bemerkte mit Freuden diese Veränderung, und schrieb an Herrn von Holmer: „Ihre Gattinn wird mit jedem Tage liebenswürdiger. Kommen Sie zu uns, sehen Sie jetzt Carolinen, und ich bin überzeugt, Sie werden für immer mit ihr ausgesöhnt seyn."

So sehr diese Nachricht Holmern freute, so trug er doch Bedenken, Henriettens Einladung zu folgen, und jetzt schon seine Frau zu besuchen. Es verging ein halbes Jahr, und er erschien nicht; noch Eins, und Caroline lebte noch bei ihrer Schwester.

In der Gegend, in welcher der Oberforstmeister Langermann lebte, wohnte eine arme, unglückliche Familie, die von Henrietten reichlich unterstützt wurde. Um dieselbe ganz aus ihrer Verlegenheit zu reissen, gab sie derselben den Rath, in einem schriftlichen Aufsatze ihre Lage zu schildern, und diesen Aufsatz wohlhabenden Menschenfreunden mitzutheilen. Henriette hoffte, daß mancher Reiche die Unglücklichen dann um so eher unterstützen werde.

Die Familie nahm den Vorschlag mit Freuden an, und bat Henrietten, sie möchte die Güte haben, jenen Aufsatz zu verfertigen. Henriette wies die Sache an Caroline, und diese verfaßte den Aufsatz, der ihr ungemein gelang. Niemand las ihn ohne Rührung. Eine Abschrift davon kam auch nach Sonnenthal, und unter andern auch in Holmers Hände. Er wurde durch denselben so sehr

gerührt, daß er der unglücklichen Familie sogleich fünfhundert Thaler zustellen, und sie um den Verfasser des Aufsatzes befragen ließ. Er erfuhr, daß derselbe von einem Frauenzimmer in des Oberforstmeisters Langermann Hause herrühre.

Gute, trefliche Henriette! rief Holmer aus, man erkennt in dem herrlichen, liebevollen Tone der Schrift ganz dein weiches, edles Herz. O hätte deine Schwester nur die Hälfte deiner Bildung, es wäre mir unendlichmal lieber als ihre äusseren Reize!

Noch an diesem Tage schrieb Holmer an Henriette: „Ihr Aufsatz, theure Freundinn — so hieß es unter andern in dem Briefe — ist treflich geschrieben. Er kam Ihnen aus dem Herzen, und ging zu Herzen. Alle, denen er in Sonnenthal mitgetheilt wurde, lasen ihn mit Theilnahme und inniger Rührung, und jeder trug gerne nach Kräften

zur Unterstützung der armen Familie bei. Nur wer ein gefühlvolles, edles Herz besitzt, wie Sie, kann so rührend, so herzlich schreiben.“

Henriette las mit Vergnügen Holmers Brief. Es schien ihr ein Vorbote der Aussöhnung beider Gatten. Sie eilte, den Irrthum zu berichtigen, in welchem Holmer stand. „Nicht ich, schrieb sie ihm, bin Verfasserinn des Aufsatzes, sondern Caroline, Ihre verlaßne Gattinn. Mit Eifer liegt sie nützlichen Wissenschaften ob, und Sie werden sie in Rücksicht ihrer Geistesbildung bis zur Unkenntlichkeit verändert finden. Kommen Sie, und sehen Sie selbst. Einst war Caroline ein leichtsinniges Geschöpf, unwerth der Liebe eines Mannes wie Sie; jetzt ist sie eine liebenswürdige Frau, die Ihre Achtung und Ihr ganzes Wohlwollen verdient.“

Holmer beschloß, Henriettens Einladung endlich einmal zu folgen. Er reiste nach Frei-

walden, wo Langermann lebte. Nicht ohne unruhige Besorgnisse trat er in sein Haus. In der Küche, durch die er gehen mußte, erblickte er Carolinen in einem einfachen, bescheidnen Gewande. Sie reinigte eben den Salat, den sie bereiten wollte. Holmer hatte sie noch nie bei einer solchen häuslichen Beschäftigung gesehen; sie erschien ihm dabei als eine Frau, die so ein Geschäft gut kleidet. Caroline war betroffen, als sie Holmern erblickte. Beschämt schlug sie ihre Augen zur Erde, und eine sanfte Röthe überzog ihr Gesicht. Holmer sah sie mit einer Miene an, die zu sagen schien, als wenn er nicht wüßte, wie er sich gegen sie zu benehmen habe. Endlich reichte er ihr die Hand. Sie ergriff sie, drückte sie mit Innigkeit, und sank weinend an seine Brust. Holmer konnte kaum die Thränen unterdrükken, die sich in sein Auge drängten. Ca-

roline! sprach er mit sanfter, gebrochener Stimme, wir würden wohl schwerlich so verlegen hier stehen, wenn ich dich nur Einmal so häuslich als heute gesehen hätte.

Lieber, treflicher Holmer! erwiederte sie: du hattest Recht, daß du mir deine Achtung und Liebe entzogst; ich verdiente sie nicht; ich wußte zu wenig den Werth eines so würdigen Gatten zu schätzen; Nichtswürdigkeiten hing ich nach, und übersah das Bessere. Verzeihung, Holmer! Verzeihung! Jetzt denke ich anders, und du wirst, hoffe ich, deine Meynung von mir auch ändern.

Henriette trat aus dem Zimmer. Sie erblickte Carolinen in Holmers Armen. Herzlich, herzlich willkommen! rief sie dem braven Schwager zu, und empfing ihn mit lauter, inniger Freude. Lieber, guter Schwager! sprach sie, Sie finden ihre ehemalige

Gattinn nicht mehr am Leben; diese Caroline hier, die in Ihren Armen liegt, ist ein ganz anderes, neugebornes Wesen, das Ihnen gewiß ungleich besser gefallen wird als die erste Caroline.

Dann habe ich mein Glück Ihnen, liebe Schwägerinn, zu verdanken! entgegnete Holmer und drückte mit einem Blick von Dankbarkeit Henrietten an sein Herz. Ja, ihr, ihr, der guten, liebevollen Schwester! rief Caroline, und verbarg ihr Gesicht an der Brust der treflichen Henriette. Langermann kam dazu, und freute sich mit den Frohen. Dieser Tag war für Caroline und Holmer der glücklichste Tag ihres Lebens. Jener gab er einen treflichen Mann, diesem eine gebesserte, gute Gattinn wieder. Nie verirrte sich Caroline von dem betretenen Wege des Guten; sie ward ihrem Manne die größte Freude der Erde, und glück-

lich war von nun an ihre Ehe. Was sie ihrer Schwester Henriette schuldig sey, vergaß sie nie. Beide lebten stets in schwesterlicher Eintracht, und alle Guten hatten ihre Freude an ihnen.

X.

A..toinette.

Antoinette war ein liebenswürdiges Mädchen. Frisch und heiter, wie eine Maiblume, wuchs sie in einem Städtchen des südlichen Frankreichs auf. Ihre Aeltern gewöhnten sie an Arbeitsamkeit, Geduld und eine einfache Lebensart. Jedermann liebte sie, denn einnehmend war ihr äusserliches Wesen, sanft und gut ihr Herz, verständig ihre Rede.

Antoinettens Aeltern waren nicht reich, aber sie thaten alles für die Ausbildung ihrer Tochter. Alexander Lafford hieß der Vater, Agathe die Mutter. Sie

nährten sich von ihrer Hände Arbeit, waren dabei gesund, munter und mit Gott und der Welt zufrieden.

Eines Tages besuchte den ehrlichen Lafford ein junger Bekannter, Villar mit Namen. Lafford, sagte er zu ihm, wenn ich an euch denke, beneide ich euch.

Das wäre! sprach Lafford: man beneidet gewöhnlich nur die Vornehmen und Reichen, und ihr wißt, daß ich keines von beiden bin.

Aber glücklicher seyd ihr, versetzte Villar, als tausend andere, die vornehm und reich sind.

Ich bin zufrieden! sprach jener, mehr verlange ich nicht.

Und eben darum möchte ich euch beneiden! erwiederte Villar. Noch nie, erinnere ich mich, euch unmuthig gesehen, und eine

Klage von euch gehört zu haben. Immer seyd ihr heiter, immer zufrieden.

Ich thue nicht gern etwas, was zu nichts hilft! sprach Lafford! Mißmuth und Aerger bringen uns nicht weiter, und Klagen ändern unsern Zustand auch nicht. Wozu sollte ich mich also grämen und beklagen!

Glücklicher Mann! rief Villar. Daß ich mich dessen auch rühmen könnte! Mich drücken die Sorgen des Lebens schwer danieder; oft ist mein Herz voll Mißmuth, ohne daß ich die Ursache davon weiß; kleine Unfälle können mir bisweilen auf mehrere Tage lang meine Zufriedenheit rauben, und es scheint mir, als wär' es besser, ich läge unter der Erde und schliefe den ewigen Schlaf.

Nicht doch! nicht doch! versetzte Lafford. Leben müßt ihr, guter Freund! ihr müßt

nur das Leben von der freundlichen Seite ansehen; dann wird es euch lieb werden.

Aber wie kann ich das? erwiederte Villar. Wer lehrt mich die Kunst, zufrieden und froh zu leben?

Die ist nicht so schwer! entgegnete Lafford, denn sie ist einfach.

Und besteht?

Und besteht darin: daß man immer rasch thätig ist; sich immer mehr auf seine, als auf fremde Kräfte verläßt; nicht viel erwartet und begehrt; mit seinem Gewissen immer im Reinen ist, und Gott vertraut. Rasche Thätigkeit schützt uns gegen Mangel, Langeweile und gegen die Unart, in dem menschlichen Leben Häkchen und Haken aufzusuchen und aufzufinden. Vertrauen auf eigene Kraft erhält uns unabhängig von der Veränderlichkeit und Will-

kühr Anderer. Ein reines Gewissen ist für uns eine nie versiegende Quelle von Trost, Beruhigung und Freude. Und Vertrauen auf Gott läßt uns die Ungleichheiten und Leiden des Lebens mit Geduld und ohne Murren ertragen.

Das ist leicht gesagt! sprach Villar, aber auch so zu handeln — —

Es gehört dazu nichts weiter, erwiederte Lafford, als ein ernstlicher Entschluß. Berge kann der Mensch nicht versetzen und Meere nicht austrocknen, aber nach Einsicht handeln, verständig und ehrlich seyn, das kann er in jedem Verhältnisse, unter jedem Himmelsstriche, im Glücke sowohl als im Unglück. Das ist sein wahrer Vorzug vor allen andern Geschöpfen, die aus den Händen der Natur hervorgegangen sind.

Mein Entschluß ist gefaßt! rief Villar; er ist ernstlich, und nichts soll mich davon abbringen.

Das wird euer Schade nicht seyn! entgegnete Lafford. Villar empfahl sich.

Solche Ansichten hatte Lafford von dem menschlichen Leben, so verständig sprach er immer, und wie er sprach, handelte er auch.

Antoinette ward, geleitet von so einem Vater, ein verständiges, bescheidnes, trefliches Mädchen. Villar lernte von ihr, thätig, zufrieden und froh seyn. Ihr war daher sein Herz vorzüglich zugethan. Agathe, Antoinettens Mutter, besaß viel weibliche Sanftmuth. Die Tochter wurde ihr ähnlich, und Villar sagte oft: Antoinette hat von dem Vater ihren klaren Verstand, von der Mutter ihre Sanftmuth, von beiden ihre Tugend und Frömmigkeit geerbt.

Eine reiche Dame von Paris, die durch das südliche Frankreich reiste, hörte von Antoinettens Vorzügen, lud sie zu sich ein, und fragte sie, ob sie Lust hätte, mit ihr

nach Paris zu reisen, und in ihrem Hause zu leben. Sie würde dort angemessene Geschäfte bekommen, und gut behandelt werden.

Antoinette wollte vorerst ihre Aeltern um Rath fragen. Der Vater war Anfangs gegen die Annahme des Antrags; aber da eine Pariser Dame ihn selbst besuchte, und ihn durch ihre Artigkeit für sich einnahm, willigte er darein, daß seine Tochter ihr Anerbieten annahm.

Ehe Antoinette nach Paris abreiste, führte sie der Vater auf einen nahen Hügel, von welchem man ein großes Stück Land übersehen konnte. Als beide hier ankamen, machte der Vater Antoinetten auf die Schönheiten der Natur aufmerksam. Die Tochter sah vor sich in bunter Abwechslung, fruchtbare Aecker mit wallenden Saaten, Wiesen voll fetter Gräser, Hügel mit Reben und blühenden Obstbäumen bedeckt, grünende

Wälder, muntre Viehheerden, hie und da fleißige Menschen, Bäche und kleinere Flüsse; über sich den reinen, azurnen Himmel mit der freundlichen Sonne, die über die Erde Leben, Milde und Freude goß; und Antoinettens Seele freute sich, und erhob sich still zu dem, der all' diese Schönheit schuf. Betrachtend stand neben ihr der geliebte Vater. Er sprach kein Wort. Die Tochter faßte liebreich seine Hand: Vater, sprach sie, es ist heute ein herrlicher Tag; die Gegend gleicht einem Paradiese.

Meine Tochter, erwiederte der Vater, und diese schöne, reizende Gegend wirst du morgen verlassen.

Antoinette war gerührt. Es stürzten Thränen über ihre Wangen. Sie wollte reden, aber die Sprache unterlag der Macht der Empfindung.

Meine Tochter! fuhr der Vater fort, nimm meine herzlichsten Wünsche auf deine Reise mit. So wie die Schönheiten der Natur jetzt an dein Herz sprechen, müssen sie dich immer rühren. Nur wer reines Sinnes ist, kann sich derselben freuen. Antoinette, meine Tochter! lebe so, daß du immer mit unbefangener, heiterer Seele in die Natur blicken kannst.

An der Brust des verehrten Vaters gelobte die Tochter, immer gut und fromm zu seyn, nie von dem Wege des Rechten zu weichen, nie die Liebe ihres irdischen und himmlischen Vaters zu verlieren.

Antoinette! sprach Lafford, ich kenne die Schwäche des menschlichen Herzens; ich weiß, wie leicht die besten, heiligsten Vorsätze vergessen, die edelsten Gefühle unterdrückt, die frömmsten Gemüther verdorben werden; besonders in einer gros-

sen Stadt! Ach, große Städte sind für charakterfeste Männer angenehme und nützliche Aufenthaltsorte, aber für schwache, wankelmüthige Seelen, besonders für das weibliche Geschlecht, gefahrvolle Labyrinthe voll lockender Irrgänge. O meine Tochter! verirre dich in denselben nicht! Bewahre deine einfachen, reinen Sitten, und fliehe alles, wogegen dich Herz und Verstand auch nur leise warnen.

Mein Vater! sprach Antoinette gerührt, wie dank ich euch für diese väterlichen Lehren! Jeden Tag werde ich daran denken, was ihr in dieser Stunde zu mir geredet habt.

Liebe Tochter! fuhr Lafford in einem ans Herz dringenden Tone fort, laß dir in dieser Stunde noch Eine Aufforderung des Vaters empfohlen seyn: Wenn du einen Tag beginnst oder einen beschließest, o, so unter-

lasse nie, an den zu denken, der alles regiert. Trage ihm täglich die Bitte vor: daß der Gedanke an ihn dich gegen jede Verirrung schützen, und dein Gewissen unbefleckt erhalten möge. Dies Mittel, sich im Guten zu stärken, ist einfach, aber bewährt!

Das hab' ich ja, lieber Vater! bis jetzt immer gethan! sprach Antoinette. Ich werde es auch in Zukunft thun.

Vater und Tochter kehrten vom Hügel nach Hause zurück, und verlebten diesen Tag, in Gesellschaft einiger treuen Freunde, herzlich froh und traulich.

Den Tag darauf trennte sich Antoinette von den redlichen, geliebten Aeltern, und kam nach einer Woche in Paris an, wo sie eine gefällige Aufnahme fand.

XI.

Das Gewissen.

Beschluß.

Eine Zeitlang befand sich Antoinette in Paris sehr wohl. Sie sah hier so vieles, was ihr bis dahin neu war; jeder Tag brachte neue Unterhaltung, und die Dame, bei welcher sie sich befand, benahm sich gegen sie artig und gefällig.

Doch diese angenehme Lage änderte sich nach wenigen Monaten. Antoinette machte durch ihr liebenswürdiges Wesen auf jedermann den besten Eindruck. Viele betrugen sich daher gegen sie mit der verbindlichsten

Artigkeit, ja es schien, als wenn mancher von den Hausfreunden ihrer Frau, Antoinetten freundlicher begegnete als dieser.

Die eitle Dame konnte dabei nicht gleichgültig bleiben. Es entwickelte sich in ihrem Innersten ein Groll gegen Antoinetten, der immer mehr sichtbar wurde, und für diese ungemein kränkend war. Das unschuldige Mädchen dachte lange darüber nach, wodurch sie ihre Gebieterinn gegen sich eingenommen haben könnte; aber sie konnte die Ursache davon durchaus nicht ergründen.

Die Dame veränderte mit Einemmale ihr sonst artiges Betragen gegen Antoinetten, und wurde scheinbar gleichgültig, mißtrauisch und rauh gegen sie. Ihre unschuldigsten Handlungen wurden getadelt, jeder ihrer Schritte mit mißtrauischen Blicken beobachtet, und an allen ihren Arbeiten bald dieses bald jenes ausgesetzt.

Diese Spannung zwischen Antoinetten und ihrer Frau wurde für jene bald sehr drükkend, und sie faßte den Entschluß, Paris zu verlassen, und zu ihren Aeltern zurückzukehren. Ihre ehemalige Heiterkeit und Freundlichkeit ging verloren; innrer Mißmuth drückte sich auf ihrem Gesichte aus, und eine gewisse Aengstlichkeit offenbarte sich immer, wenn sie sich in der Nähe ihrer Frau befand. Sie besorgte jedesmal neue Kränkungen.

Antoinette kündigte endlich ihrer Frau an, daß sie, sobald als möglich, ihr Haus zu verlassen wünsche. Sie werde, sprach sie, so sehr wieder zu ihren guten Aeltern hingezogen, daß sie unmöglich länger in Paris weilen könne.

Ihre Frau nahm diese Erklärung mit Unwillen auf. In ihrer Hitze rief sie aus,

Antoinette könne, wenn es ihr gefiele, noch heute ihr Haus verlassen.

Antoinette empfand die Kränkung tief, die in diesen Worten lag. Sie packte ihre Sachen zusammen, und wollte den Tag darauf ein Haus verlassen, in welchem sie so ungerecht behandelt wurde.

Den Tag vorher, als Antoinette ihrer Frau ihre Dienste aufkündigte, war diese in großer Gesellschaft gewesen, und hatte ihren diamantenen Kopfschmuck beim Nachhausefahren, zu größerer Sicherheit, in die Tasche ihres Kleides gesteckt. Antoinette mußte an diesem etwas ausbessern und es hierauf einer Wäscherinn übergeben. Unglücklicherweise vergaß sie den Schmuck aus der Tasche zu nehmen. Er blieb in dem Kleide, und wurde von der Wäscherinn gefunden.

Die Wäscherinn wurde durch den kostbaren Fund überrascht. Sie glaubte, man

werde nach demselben sogleich schicken. Als dies nicht geschah, wurde sie lüstern darnach. Zwar lehnte sich ihr Herz gegen diesen Diebstahl; aber der böse Geist des Eigennutzes gaukelte ihr vor, wie leicht sie eine reiche Frau werden könne, wenn sie diesen kostbaren Schmuck verkaufte; ihr Gewissen wurde betäubt; sie versteckte die Diamanten, und wollte sie, wenn man nach denselben früge, verläugnen.

Antoinette war mit allen ihren Angelegenheiten fertig. Sie wollte eben das Haus ihrer Frau verlassen, als diese in ihr Zimmer trat, und sie fragte: wo sie den diamantnen Kopfschmuck hingelegt hätte, der sich in dem bewußten Kleide befunden habe.

Antoinette wußte sich daran nicht zu erinnern, und da die Anfrage der Frau mit ihrem gegenwärtigen innerlichen Zustande so wenig in Uebereinstimmung stand, wurde sie

etwas verlegen, besonders als ihre bisherige Gebieterinn in hartem, kränkenden Tone erklärte, daß sie ihr Haus nicht verlassen dürfe, bis sie die Diamanten herbeigeschaft hätte.

Das tief gekränkte Mädchen betheuerte ihre Unschuld. Sie habe, versicherte sie, den Kopfschmuck nicht in Händen gehabt; wohin er gekommen sey, wisse sie nicht. Wahrscheinlich würde man ihn bei der Wäscherinn finden.

Es wurde sogleich zur Wäscherinn geschickt. Diese betheuerte bei Gott, von den Diamanten nichts zu wissen, und spielte die Rolle einer Schuldlosen so gut, daß aller Verdacht von ihr auf Antoinette fiel.

Der Schein zeugte ganz gegen das unschuldige Mädchen. Daher kommt es, sprach ihre Frau, daß sie so sehr aus meinem Hause eilte, daß sie in der letzten Zeit immer

ängstlich that, so oft sie mir mir sprach, daß sie in Verlegenheit gerieth, als ich sie um die Diamanten befragte.

Antoinette vergoß bittre Thränen. Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit gingen ihr stets über alles. Diese in Zweifel ziehen, hieß, sie auf das empfindlichste kränken, ihr alles nehmen, worauf sie den größten Werth legte, was sie mit gewissenhafter Sorgfalt pflegte und zu bewahren suchte.

Weder Thränen noch Betheurungen wirkten auf Antoinettens Gebieterinn. Sie machte die Sache bei dem Gerichte anhängig, und Antoinette mußte in das bürgerliche Gefängniß. Ihr Herz war zerrissen, ihr Inneres von Schmerz erfüllt; weinend rang sie die Hände, laut klagte sie dem Himmel den Verlust ihres guten Namens. Als sie etwas ruhiger wurde, erinnerte sie sich an manche Rede des Vaters. „Der Mensch —

hatte sie ihn mehrmals sprechen hören — ist oft das Spiel ungünstiger Umstände, unverdienter, schmerzlicher Unfälle. Aber gerade dann sollte er seinen Werth erst fühlen, und alles Ungemach, im Gefühl dieses Werthes, standhaft ertragen. Es ist ein heiliges Wesen, sollte er in solchen Tagen zu seiner Beruhigung denken, das in das Verborgene sieht, und über das Gute waltet."

In Antoinettens Herzen regte sich bei der Rückerinnerung an solche Reden des Vaters ein stärkendes, religiöses Gefühl. Ihr Glaube an Gott, ihr Vertrauen auf ihn, brachte süßen Trost und einigen Frieden in ihre reine Brust.

Die gerichtliche Untersuchung zog sich in die Länge, und wurde mit aller Strenge betrieben. Leider geschah dies in einer Zeit, wo das menschliche Leben von den Dienern der Gerechtigkeit nicht so hoch geachtet, und

Verurtheilung zum Tode durch ängstlich gewissenhafte Rücksichten nicht so erschwert wurde, als in unsern menschenfreundlicheren milderen Tagen.

Endlich kam es zum richterlichen Spruch. Antoinette hatte nichts bekannt und konnte nichts bekennen. Aber der Schein zeugte gegen sie; die strengen Richter urtheilten nach dem Buchstaben des Gesetzes. Antoinette ward, als Entwenderinn des Schmucks, zum Tode verurtheilt.

Bebend hörte sie die Todessentenz an; kaum hatte sie Kraft genug, sich aufrecht zu erhalten; Thränend blickte sie gen Himmel; schluchzend betheuerte sie noch Einmal ihre Unschuld. Die Richter blieben unerbittlich; das Urtheil war gesprochen; der König unterzeichnete es. In drei Tagen sollte es vollzogen werden.

Ganz Paris, besonders das weibliche Geschlecht, hatte an Antoinettens Prozeß den größten Antheil genommen, und das über sie gefällte Todesurtheil machte auf jedermann tiefen Eindruck.

Noch ehe das Endurtheil über Antoinetten gefällt wurde, erfuhr Lafford, ihr Vater, zufälligerweise einiges von der Lage seiner Tochter. Sein Innerstes wurde erschüttert, doch verbarg er seinen Schmerz der redlichen Gattinn, und reiste, unter einem erdichteten Vorwande, nach Paris, um, wenn möglich, die Ehre und das Leben Antoinettens zu retten. Allein noch ehe er Paris erreichte, wurde die Tochter zum Tode verurtheilt, und Lafford erfuhr dies, als er noch fast zwei Tagereisen von der Hauptstadt des Reichs entfernt war.

Antoinette befand sich in einem herzzerreissenden Zustande. Auf dem Schaffotte,

in dem Angesicht einer Menge von Zuschauern, entfernt von den geliebten Aeltern, sollte sie einen schmählichen Tod sterben, und mit ihrem Leben auch ihre Ehre verlieren. Dieser Gedanke erschütterte sie, so oft er sich ihrer Seele bemächtigte.

Die Stunde ihres Todes näherte sich. Einen Tag vorher besuchte sie ein Geistlicher, und sprach ihr Trost ein. Sie nahm das heilige Abendmahl. Der Gedanke: daß das edelste Wesen, das je die Erde trug, daß Jesus auch unschuldig gestorben sey, ergriff mächtig ihr Herz und goß lindernden Balsam in ihre verwundete Seele.

Der Geistliche fragte sie, ob sie auf dieser Welt, die sie nun bald verlassen werde, keine Wünsche mehr habe. Ach, rief Antoinette, mein einziger Wunsch auf dieser Erde ist, daß meine guten Aeltern überzeugt

werden möchten, ich sey unschuldig gerichtet worden.

Der Geistliche fragte, ob sie an ihre Aeltern nicht etwa selbst schreiben wolle? Er werde ihren Brief mit einigen Zeilen begleiten, und an den Ort seiner Bestimmung absenden.

Antoinette bat sich Papier, Tinte und Feder aus. Sie wollte einen langen Brief schreiben, aber die Schmerzen, die ihre Seele ergriffen, machten es ihr unmöglich. Sie schrieb blos folgende Zeilen nieder:

„Ich habe keinen Tag mehr zu leben, geliebte Aeltern! Morgen ist Eure Tochter nicht mehr. Wann Ihr diese Zeilen leset, hat sie ausgelitten, und befindet sich in einer bessern, gerechteren Welt. Man hat mich eines Diebstahls angeklagt, man hat mir meinen guten Namen genommen, man hat mich, da der Schein so sehr gegen mich zeug-

te, zum Tode verurtheilt. Morgen sterbe ich. Ich sterbe unschuldig. Entziehet Eurer Tochter Eure Achtung und Liebe nicht, treue Aeltern! Sie verdient sie; bis zu ihrer letzten Stunde hat sie ihr Herz, ihr Gewissen rein erhalten. Ach, wenn ich Euch vor meinem Tode nur noch eine Stunde hätte sprechen können! Lebt wohl, liebe Aeltern! habt Dank für die mir bewiesene Liebe und Treue. In den letzten Augenblicken wird nichts mir vorschweben, als Euer Bild, Ihr meine geliebten Aeltern! Lebt wohl, auf ewig wohl! Werdet mir nicht gram, erinnert Euch mit Liebe bisweilen an Eure dankbare, unglückliche Tochter Antoinette."

Der Tag der Hinrichtung war da. Antoinette hatte in der letzten Nacht kein Auge geschlossen. Gräßliche Todesbilder gaukelten vor ihrer Seele. Alle Trostgründe, die ihr Vernunft und Religion darboten, hat-

ten nicht Kraft genug, sie in diesen letzten Lebensstunden zu beruhigen. Der Morgen graute. Jetzt erst schlummerte sie, ermattet durch Angst und Schmerzen, ein. Nach vier Stunden sollte sie in den ewigen Schlaf sinken.

Groß war Antoinettens ängstliche Unruhe, aber noch größer die Angst der Wäscherinn, welche den diamantnen Schmuck vorenthalten und verläugnet hatte. Von der Stunde an, daß das unschuldige Mädchen vor das Gericht gefordert wurde, war ihr innerer Friede dahin. Nur Schreckbilder schwebten ihr vor. Nirgends fand sie Ruhe, überall verfolgte sie die Gestalt der unschuldig Leidenden; denn ihr Gewissen war erwacht. Als sie vollends vernahm, Antoinette werde wohl zum Tode verurtheilt werden, wurde sie von der größten Angst gepeinigt. Oft stand sie ganz vertieft da,

schien in ernstliche Betrachtungen versenkt, und fuhr zusammen, wenn sie ein Geräusch vernahm.

Ihre innere Unruhe verrieth sich aber besonders bei folgender Gelegenheit:

Sie befand sich eines Abends in Gesellschaft einiger Bekannten, unter welchen sich auch ein wackrer Alter befand. Es wurde von Antoinetten und von Hinrichtungen gesprochen, und manche schauerliche Geschichte erzählt. Der Alte erzählte Folgendes:

In einer kleinen Gemeinde wurde einmal ein Mord verübt. Der Thäter blieb eine Zeitlang unentdeckt. Der Obrigkeit aber lag viel daran, daß er aufgefunden werde. Der Geistliche bekam den Auftrag, die Gemeindeglieder in der Kirche zusammen zu berufen. Als dies geschehen war, trat ein ehrwürdiger Rathsherr in den Kreis der Versammelten, und hielt eine so eindringliche

Anrede an sie, daß viele zu Thränen gerührt wurden. Endlich zog er den Stein hervor, mit welchem der Mord verübt worden war, und sagte mit Nachdruck: damit sich jeder von Euch von der Mordthat reinige, so nehme jeder den Stein, hebe ihn empor, und betheure bei Gott, daß er unschuldig sey an dem vergossenen Blute. — Mehrere thaten dies. Der Stein kam auch an den Mörder. Dieser erzitterte. Er wollte den Stein empor heben, aber seine Kräfte versagten ihm den Dienst; er ließ ihn bebend fallen. Alle sahen den Zitternden mit Bestürzung an; er fiel auf seine Kniee, und bekannte sein Verbrechen. Das alles machte das Gewissen.

Die Wäscherinn erschrack bei den letzten Worten so sehr, daß sie von ihrem Sitze aufsprang, und unter dem Vorwande, daß ihr übel geworden sey, nach Hause eilte.

Das Gewissen! Das Gewissen! rief sie hier aus. Ach, es ist auch bei mir erwacht! es wird mich tödten, wenn ich nicht bald Erleichterung finde!

Endlich wurde das über Antoinette gefällte Todesurtheil bekannt. Die Wäscherinn erschrack, als sie davon vernahm. Der Gedanke, daß sie die Ursache an Antoinettens Tode sey, erschütterte ihr Innerstes. Nirgends fand sie Trost, nirgends Beruhigung. In der letzten Nacht, die Antoinette noch zu leben hatte, befand sich die Wäscherinn in dem schrecklichsten Zustande. Sie schlummerte ein, aber die schauerlichsten Träume ängstigten ihre Seele. Es träumte ihr, als sähe sie Antoinetten unter den Händen des Henkers bluten, bald darauf aber als eine Verklärte vor dem Throne des Höchsten, der die Urheberinn ihres Todes zu ewigen Leiden in dem Pfuhl der Hölle verdammte.

Sie sprang aus dem Bette, lief wie wahnsinnig im Zimmer herum, und jammerte. Zufälligerweise erblickte sie sich in dem Spiegel, und erschrack über sich selbst. Alle Glieder zitterten; sie sank an einem Stuhle nieder, und wollte beten; aber ihr Herz konnte sich nicht erheben zu dem, der über den Sternen wohnt, und nach Gerechtigkeit richtet. Sie schlief ein.

Die letzte Stunde für Antoinetten hatte geschlagen. Tausende von Zuschauern strömten nach dem Richtplatze. Die Verurtheilte, die sich weiß angekleidet hatte, wurde in dem Gefängnisse abgeholt, und nach der Richtstätte geführt. Ein Schwarm neugieriger Menschen begleitete sie. Sie schlug die Augen nieder. Unschuld und tiefe Wehmuth lag auf ihrem blassen Angesichte. Von ihren Wangen stürzten Thränen. Jedermann,

der die Unschuldige ansah, wurde gerührt. Viele weinten.

Der Richtplatz war erreicht. Antoinette betete mit dem Geistlichen, der ihr zum Begleiter gegeben worden war. Schon wollte sie das Blutgerüst besteigen, als ein Mann, händeringend und schreiend, sich durch den Haufen von Zuschauern drängte, und in Antoinettens Nähe fast bewußtlos niedersank. Einige von den Umstehenden hoben ihn auf, und hielten ihn in ihren Armen. Als Antoinette ihn erblickte, that sie einen Schrei. Mein Vater! rief sie, mein Vater! ich sterbe unschuldig!

Das umstehende Volk ward durch diese Scene heftig erschüttert. Lafford, Antoinettens Vater, ward umringt, und mit inniger Theilnahme betrachtet. Die unglückliche Tochter sah jammernd gen Himmel. O du, der du gerecht richtest, rief sie aus,

erbarme dich meines Vaters, erbarme dich meiner!

Der Geistliche forderte sie in einem sanften Tone auf, ihre Gefühle zu mäßigen, und in ihrer letzten Stunde dem zu vertrauen, vor dessen Angesicht sie nun bald treten werde. Sie sank auf ihre Kniee, und bat ihn, mit ihr zu beten. Er that dies. Seine Worte rührten ihr Herz. Sie zerfloß in Thränen, und fühlte sich erleichtert. Jetzt erhob sie sich, und schwankte nach dem Gerüste. Den Zuschauern pochte mächtig das Herz; Alle nahmen den lebhaftesten Antheil an ihr, und wünschten, daß sie begnadigt werden möchte. Doch dazu war keine Hoffnung. In wenigen Minuten sollte ihr Haupt unter dem Schwerdte fallen. Ein heimliches Grauen überfiel alle Zuschauer.

In dem entscheidensten Augenblicke, in welchem Antoinette bereits das Schaffot be-

steigen wollte, erhob sich ein Geschrei unter dem versammelten Volke. Hört! hört! riefen viele Stimmen aus.

Welch' eine Scene! Die Wäscherinn, die den diamantnen Kopfschmuck verheimlicht hatte, kam, getrieben von dem erwachten Gewissen, mit dem Kleinode herbei. Mit wilder Eile drängte sie sich durch die Haufen der Zuschauer, hielt die Diamanten empor, und rief in schrecklichem Tone: Mich, o Henker, morde! Antoinette ist unschuldig! ich bin die Verbrecherinn! Ich will nicht länger leben! Es brennt, es brennt in meinem Innern! mein Gewissen! mein Gewissen!

Alle, welche diese Worte vernahmen, und die wilden Geberden des Weibes erblickten, wurden betroffen, und riefen endlich laut: Antoinette ist unschuldig, sie lebe!

Sie lebe! sie lebe! hallte es durch die ganze zahlreiche Versammlung. Die Wäscherinn sank vor den obrigkeitlichen Personen, die Antoinetten auf den Richtplatz begleitet hatten, nieder, klagte sich als Verbrecherinn an, und warf den diamantnen Schmuck vor sich hin.

Die Richter, erstaunt über diese unverhoffte, wunderbare Wendung der Sache, erklärten, daß Antoinette nach der Stadt zurückzuführen sey. Alles jubelte. Viele weinten Thränen der Rührung und Freude. Antoinette und ihr Vater wurden fast auf den Händen getragen. Ganz Paris nahm Theil an der Geschichte; selbst die königliche Familie ließ sich von dem ganzen Verlaufe derselben unterrichten.

Antoinettens Unschuld ward bald anerkannt. Ihre Gebieterinn, die, aus beleidigter Eitelkeit, so strenge gegen sie ver-

fahren ließ, wurde der Gegenstand wohlverdienter Verachtung. Zwanzig vornehme Damen ließen Antoinetten ein ansehnliches Geschenk reichen, und die Königinn bestimmte eine beträchtliche Summe zu einem Brautschatze für sie.

Antoinettens Freude über ihre Rettung, und den Dank, der aus ihrer Brust dafür zum Himmel emporstieg, beschreibt keine Feder. Lange war sie der Gegenstand des Taggesprächs, und ihre Geschichte ein lebendiger Beweis, daß der innere Richter in uns — das Gewissen, wenn es in seiner Stärke erwacht, eine Macht äussere, der nicht leicht ein Mensch zu widerstehen vermag.

Lafford eilte mit der geretteten Tochter nach der ruhigeren Heimath. Als sie auf dem Hügel ankamen, auf welchem sie beide den Tag vor Antoinettens Abreise nach Pa-

ris gestanden hatten, und diese auf die heimischen Fluren blickte, fing sie bitterlich zu weinen an, sank dem Vater an die Brust, und verbarg das Gesicht.

Ich verstehe dich, meine Tochter! sprach Lafford leise, und konnte nur mit Mühe die Thränen unterdrücken, die sich in sein Auge drängten. — Du hast viel, sehr viel gelitten; aber du bist unschuldig. O meine Tochter! in diesen Worten liegt für dich die größte Beruhigung. Mit reinem Herzen, womit du von uns schiedest, kehrst du zu uns zurück. Blicke heiter und ruhig nach den schönen Fluren, die uns umgeben. Wohl dir, daß du mit deinem Gewissen im Reinen bist.

Antoinette weinte fort. Es waren Thränen einer frommen, dankbaren Rührung. Bald befand sie sich im väterlichen Hause. Für ihre treue Mutter, Agathe, war sie

eine himmlische Erscheinung. Nach einigen Tagen feierte diese trefliche Familie für Antoinettens Errettung von einem schmählichen Tode ein frohes Dankfest. Die gute Tochter verließ ihre Aeltern nie wieder. Villar wurde ihr Gatte. Sie lehrte ihn das wahre Glück des Lebens kennen. Des Himmels Segen ruhte auf Beiden.

XII.

Marie und Philippine.

Marie und Philippine wohnten in Einer Stadt, und waren in ihrer frühern Jugend gute Freundinnen. Als sie älter wurden, kamen sie immer seltener zusammen, und sahen sich am Ende — wenn es nicht in der Kirche geschah — fast gar nicht.

Der Grund davon lag in Philippinens Eitelkeit. Ihre Aeltern waren reich; die Mutter sprach oft unverholen, daß ihre Tochter einst Erbinn eines großen Vermögens werden würde, und Philippine wurde dadurch so übermüthig gemacht, daß sie auf ihre ehemahligen Freundinnen, die nicht so

wohlhabend waren, mit Gleichgültigkeit herabblickte.

Herr Wollmuth — so hieß Philippinens Vater — machte vielen Aufwand. Alle Wochen war in seinem Hause große Gesellschaft; auf seine Tafel kamen die leckersten Gerichte und die kostbarsten Weine des In- und Auslandes; vornehme Fremde kehrten gewöhnlich bei ihm ein, und genossen die ausgezeichnetste Bewirthung.

Dies alles sah Philippine, und bekam eine hohe Meynung von sich. Von nun an war ihr jedermann zu gering. Ihre Freundinnen, die von ihr mit Uebermuth behandelt wurden, zogen sich von ihr zurück, und sie hatte bald niemanden, der ihr von Herzen gut gewesen wäre. Die Töchter eines Barons, der in der Nähe auf seinen Landgütern lebte, waren die einzigen Mädchen, mit denen Philippine noch einigen Umgang

hatte. Doch auch von ihnen wurde sie nicht geliebt.

Da in Wollmuths Hause alles auf großen Fuß eingerichtet war, so lebte Philippine in beständiger Zerstreuung. Ihre Ausbildung wurde unter solchen Umständen vernachläßigt. Weibliche Arbeiten behagten ihr nicht; nur Putz, Gesellschaft, Bälle, Theater und dergleichen Gegenstände mehr beschäftigten ihren Geist. Von der Mutter wurde sie unvernünftig geliebt, und nicht leicht blieb einer ihrer Wünsche unerfüllt. Was sie verlangte, ward ihr gereicht; sie lebte und schwelgte im Ueberfluß.

So nicht Marie. Ihr Vater, Herr Klarenreich, war ein einsichtsvoller, erfahrner Mann, dem das wahre Wohl seiner Tochter am Herzen lag. War er gleich nicht so reich als Wollmuth, so gehörte er doch unter die wohlhabenden Einwohner der

Stadt. Dessen ungeachtet verzog er seine Tochter nicht, gewöhnte sie nicht an häufige Genüsse, Zerstreuungen und Gesellschaften, und erhielt sie mit aller Sorgfalt bei einer bescheidnen Meinung von sich.

Marie ging zwar rein und hübsch gekleidet, aber nie wurde in diesem Stücke zu viel auf sie verwendet. Mit Eifer hielten sie ihre Aeltern zu häuslichen Geschäften und allen weiblichen Arbeiten an. Sie mußte ihre Hemden selbst nähen, ihre Strümpfe selbst stricken, und in der Küche ihrer Mutter, einer treflichen Hausfrau, täglich beistehen. An Mäßigkeit und Genügsamkeit wurde sie vorzüglich gewöhnt. So lebte Marie, und befand sich wohl dabei. Ihre Arbeiten gewährten ihr großes Vergnügen; hatte sie sie geendigt, so that ihr die Erholung auf einem Spaziergange, oder bei einem nütz-

lichen Buche, oft auch in der Gesellschaft einiger redlichen Freundinnen ungemein wohl.

Herr Klarenreich mußte zwar bisweilen die Bemerkung vernehmen, daß er Marien etwas zu streng behandle; aber er lächelte dann immer, und sprach: Ich thue dies, weil ich meine Tochter herzlich liebe. Fraget sie nur, ob es ihr nicht recht wohl gehe, und sie wird euch gewiß eine bejahende Antwort geben. Ich lasse sie jetzt deshalb etwas weniger genießen, damit, wenn sie einst arm seyn sollte, sie nicht viel entbehre; ist sie aber einmal wohlhabend, so wird ihr dann eine größere Bequemlichkeit desto angenehmer seyn. Das Beste ist, man lernt in der Jugend entbehren, damit man im Alter mit mehr Freude das Gute des Lebens genieße. Es ist besser, immer vorwärts zu schreiten, als rückwärts zu gehen.

Wie verschieden war Mariens und Philippinens Leben! Marie, durch ihre Arbeiten gestärkt, befand sich immer gesund, munter und heiter; Philippine, durch die Zerstreuungen ermattet und durch zu viele Genüsse betäubt, war selten bei guter Laune, selten gesund und zufrieden. —

Doch Philippine sollte noch mehr leiden. Ihr Vater war bei einigen großen Handelsunternehmungen unglücklich; er machte Schulden, spielte Bankerott, und sank zum ärmsten, unglücklichsten Manne der Stadt herab. Nie erholte er sich wieder.

Philippine fühlte den Druck der veränderten Umstände am meisten. Ihre Aeltern starben, und sie stand nun verlassen auf Gottes Welt. Ein Anverwandter nahm sie in sein Haus. Hier mußte sie sich viele Entbehrungen und schwere Arbeiten gefallen lassen. Daran nicht gewöhnt, unterlag sie

denselben beinahe. Sie war das unglücklichste Wesen auf Erden, und starb unverehelicht, ohne des Lebens recht froh geworden zu seyn.

Glücklich war dagegen Marie. Mehrere junge Männer, die ihre guten Eigenschaften kannten, bewarben sich um sie. Sie ward einem würdigen Gatten zu Theil. Das Leben und die Annehmlichkeiten desselben gewannen immer mehr Reiz für sie; die guten Tage wußte sie mit Mäßigung zu genießen, die bösen mit Geduld und Ergebung zu tragen. Ihre Kinder erzog sie, wie sie selbst erzogen worden war. Oft sagte sie: Wer in seiner Jugend entbehren gelernt hat, lebt im Alter desto glücklicher.

XIII.

Mütterliche Liebe und weiblicher Muth.

Mehrmals wüthete während der letzten französischen Revolution der fürchterlichste aller Kriege, der Bürgerkrieg im Innern Frankreichs, und ließ Ströme von Blut fließen; Bürger kämpften gegen Bürger, und machten ihr Vaterland zum Schauplatze der empörendsten Grausamkeiten. Besonders war dies in der Vendee, einer der vielen Provinzen Frankreichs, der Fall, wo eine Menge Unzufriedner die Waffen gegen die neugebildete Republik ergriffen, und wider die Truppen derselben muthig ankämpf-

ten. Des Bürgerblutes floß in diesem Bürgerkriege, der unter dem Namen des Vendeekrieges bekannt ist, nur allzuviel.

Zärtlich liebte eine Mutter ihren Sohn, der sich aus ihren Armen rang, um als Soldat dem Vaterlande zu dienen. Traurig war der Abschied; Segenswünsche, von Thränen begleitet, gab das mütterliche Herz dem muthvollen Sohne mit auf den Weg zur Armee; bei mehrern Gelegenheiten gab er Proben von kühnem Sinne und Gewandtheit. Er befand sich bald unter denjenigen, die nach der Vendee beordert wurden, um die dasigen Insurgenten zum Gehorsame gegen die Republik durch die Gewalt der Waffen zu zwingen. Es werden mehrere blutige Scharmützel geliefert; er hat das Unglück, in einem derselben gefährlich verwundet zu werden.

Kaum erfuhr die liebende Mutter das Schicksal ihres Sohnes, als sie mit hastiger Eile nach dem Lazarette reiste, in welchem derselbe darniederlag. Der Augenblick des Wiedersehens ihres zwar sehr schwachen, aber doch noch lebenden Sohnes, war für sie ein Augenblick der seligsten Wonne. Sie wünschte, den Kranken mit sich nach Nantes *) zu nehmen, um ihn dort mit mütterlicher Sorgfalt zu pflegen. Sie fand keine Schwierigkeiten, und reiste mit ihrem Sohne aus dem Lazarette fort.

Die Gegend, durch welche die Reisenden kamen, waren in hohem Grade unsicher. Ueberall streiften Insurgenten herum, die alles, was nicht zu ihrer Parthei gehörte, an-

*) Nantes, die Hauptstadt im Departement der untern Loire, groß und wohlgebaut, mit einem Hafen, ansehnlichen Manufakturen und großer Schiffahrt.

hielten und niedersäbelten. Die zärtliche Mutter kannte diese Gefahren, sie wußte, daß sie, falls sie angefallen würde, nur auf die Treue eines Bedienten, auf den Widerstand ihres durch die Krankheit ganz geschwächten Sohnes durchaus nicht rechnen durfte, allein dies hielt sie von der Fortsetzung ihrer Reise nicht ab; viel baute sie auf ihren eigenen Muth.

Man erreichte die gefährlichsten Stellen des Wegs; es ließ sich kein Insurgent blikken. Nun sind wir geborgen, sprach sie, als dieselben zurückgelegt waren. Wir kommen bald an die Vorposten der Nationaltruppen; in ihrer Nähe haben wir nichts mehr zu besorgen.

Wie sehr täuschte sich die muthvolle Frau! Der Wald, in welchem man fuhr, war zu Ende. Beim Herausfahren aus demselben hörte sie plötzlich einige Flintenschüsse fallen.

Um ihren Wagen pfiffen mehrere Kugeln. Sie ließ sich durch Schrecken nicht betäuben, sondern faßte sich auf eine weiblich männliche Weise. Das erste, was sie that, war, daß sie nach den Pistolen griff, um sich, falls es nöthig wäre, mit Muth zu wehren. In diesem Augenblicke sah sie sich von einigen Reitern umringt. Ihr Anblick derselben machte sie stutzen. „Ausgestiegen, Madame!“ rief einer von ihnen, in einem zwar befehlenden, aber nicht zu rauhen Tone.

Sie weigerte sich, dem Befehle zu gehorchen. „Es ist mir nicht möglich auszusteigen, sprach sie, ein Sterbender liegt neben mir; er ist meiner Sorgfalt anvertraut, ich kann ihn in seiner Ruhe nicht stören.“

Schon gut! riefen die Reiter, aber sagen mußt du uns, wer der Sterbende sey, der an deiner Seite liegt.

Es ist mein einziger Sohn! erwiederte die verlegene Mutter.

Zum Unglück hatte sie diese Worte mit sichtbarer Verwirrung ausgesprochen, die den Insurgenten nicht entgangen war.

Nur heraus aus dem Wagen! schrieen die Bewaffneten, wenn ihr nicht alle erschossen werden wollt!

Einen Andern würde diese grausame Drohung in Schrecken gesetzt haben; auf das muthige Weib machte sie eine entgegengesetzte Wirkung. Sie faßte sich, und ihre vorige Unerschrockenheit kehrte wieder. Sich an ihren Sohn anschmiegend, bedeckte sie ihn mit ihrem Körper, und zählte ihre Feinde. „Es sind ihrer nur neun, sprach sie zu ihrem Bedienten, der neben ihr im Wagen saß, wir wollen uns wehren!“

Wirklich setzte sich die herzhafte Frau zur Gegenwehr, und es begann ein hitziges

Gefecht. Zu ungleich waren die Kräfte. Zwar schoß das kühne Weib zwei Insurgenten vom Pferde; aber Postillion und Pferde stürzten, von Kugeln durchbohrt, zu Boden, auch der Bediente fiel, und ihr kranker Sohn erhielt eine gefährliche Kopfwunde.

Als die Mutter die Wunde des Sohnes erblickte, erhob sie ein Klaggeschrei, griff nach dem Säbel des Verwundeten, und stürzte wüthend aus dem Wagen.

Die Insurgenten umringten sie, wanden ihr den Säbel aus der Hand, und knebelten sie an einen Baum. Die Grausamen begnügten sich damit noch nicht. Auch den Sohn rissen sie aus der Kutsche; schleiften ihn zur Mutter, und machten Anstalten, ihn zu erschießen. Wer beschreibt die Qual der trostlosen Mutter bei dem Anblicke ihres geliebten, im Blute schwimmenden Sohnes. Ihre Marter zu erhöhen, zögerten die ge-

fühllosen Feinde mit der Ermordung des Sohnes. Voll Verzweiflung erwartete die unglückliche Mutter keine Rettung mehr; doch auf Einmal wendete sich die Sache; ein Strahl von Hoffnung leuchtete ihr von neuem.

In der Nähe des Waldes befand sich ein Posten Nationalsoldaten. Sie hatten die Schüsse der Insurgenten gehört, und sogleich wurden fünfzig Reuter beordert, Untersuchungen im Walde anzustellen. Diese führten den erhaltenen Befehl mit solcher Schnelligkeit aus, daß sie bald den unglücklichen Platz erreichten, wo die hoffnungslose Mutter mit ihrem Sohne ihrem Tode entgegen sah. Die Insurgenten wurden übertumpelt und niedergehauen.

Diese unverhoffte Wendung ihres Schicksals wirkte so mächtig auf das Herz der Mutter, daß sie in Ohnmacht sank. Man band sie los, legte sie in den Wagen,

spannte die Pferde zweier Nationalsoldaten vor denselben, und brachte sie nach dem ersten Nationalposten. Hier that man alles mögliche, sie wieder ins Leben zu wecken. Dies gelang. Sie schlug die Augen auf, und kam nach und nach zur Besinnung.

Forschend sah sie jetzt um sich; ihre Blicke suchten gierig den geliebten Sohn. Sie vermißte ihn. Ein neues Schrecken überfiel sie. Wo ist er? rief sie klagend, wo ist mein theurer, einziger Sohn?

Niemand konnte ihr diese Frage beantworten. Sie zweifelte nun nicht daran, daß der unglückliche Sohn vergessen worden, und auf dem Kampfplatze im Walde zurückgeblieben sey. Herzlich flehte sie, man möchte sie dahin zurückbringen; der Officier erfüllte mit der größten Bereitwilligkeit sogleich ihre gerechte Bitte. Fünfzig Reiter, dieselben, denen sie ihre Rettung zu verdan-

ken hatte, bekamen Befehl, sie nach jenem Platze zu begleiten.

Einige von den Soldaten ritten voraus. Als sie nicht mehr weit von der Stelle des Kampfes waren, erblickten sie einen Menschen, dessen Kopf mit einem blutigen Tuche umbunden war. Es schien, als suche er ihnen zu entfliehen. Die vorausgerittenen Soldaten sahen seine Bestürzung, das viele Blut, womit er bedeckt war, machte ihn noch verdächtiger, und sie hielten ihn für einen Insurgenten, der dem Schicksale der übrigen entronnen sey.

In dieser Voraussetzung sprengten die Reiter auf den Unglücklichen los, versetzten ihm schwere Hiebe, und warfen ihn in einen Graben.

Bald kam der Wagen der trostlosen Mutter nach. Sie fuhr dicht bei der Stelle vorbei, wo der vermeinte Insurgent in sei-

nem Blute lag. Als sie ihn erblickte, schrie sie laut auf, sprang aus der Kutsche, und stürzte ohnmächtig auf ihn nieder. Es war ihr Sohn, der noch lebte.

Mutter und Sohn waren durch die erlittenen Unglücksfälle so niedergedrückt, daß sie mehr todten Leichnamen als lebendigen Wesen glichen. Sie wurden auf den ersten Posten getragen. Der hart verwundete Sohn war dem Tode nahe. Zur Freude seiner Mutter überstand er die Gefahr, in der er schwebte. Sie kam mit ihm in Nantes an. Eine langwierige sorgfältige Kur konnte es nicht verhindern, daß er ein Krüppel wurde; aber der zärtlichen Mutter war es schon genug, daß der geliebte, einzige Sohn nur am Leben blieb.

XIV.

Trost.

An Lina.

Lina, immer noch entrollen Zähren
Auf der vielgeliebten Mutter Grab? —
Theure! soll der Kummer ewig währen?
Ists nicht Gott, der dir das Leiden gab?

Deiner Thränen, Lina, deiner Klagen
Ist die uns Entschlummerte wohl werth;
Aber fromm ist, wer in trüben Tagen
Des Allvaters weise Schickung ehrt.

Glaubend blicke nach des Himmels Ferne,
Wo sich Millionen Welten drehn;
Auf dem reinsten, hellsten jener Sterne
Werden wir vielleicht uns wiedersehn!

XV.

Der Frühling, ein Bild der Jugend.

Eine Rede, gehalten vor der Evangelischen Gemeinde in Wien, bei Gelegenheit der Confirmation der ältern Jugend, den 9ten Juni 1805.

Wie schön, o Gott, ist deine Welt gemacht,
Wann sie dein Licht umfließt!
Ihr fehlts an Engeln nur, und nicht an Pracht,
Daß sie kein Himmel ist.

Jedoch sie glänzt auch für die Tugend nur;
Der Unschuld ist sie schön;
Umsonst schmückt sich, wie Himmel, die Natur
Für Augen, die nicht sehn.

Auch jede Blume wird versenkt und stirbt,
Auf die das Laster tritt;
Die ganze Pracht der blüh'nden Flur verdirbt
Schwarz unter seinem Schritt.

Allmächtiger! Laß mich, der Wahrheit treu,
Mein Herz der Unschuld weih'n;
O dann, dann wird mir die Natur stets neu,
Und ewig reizend seyn!

Zwei Hauptzüge finden wir gewöhnlich in dem Charakter edler, großer Männer, Züge, die unsre ganze Aufmerksamkeit verdienen: Liebe zur Natur, und Liebe zur Jugend. Gehet die Geschichte der weisesten Männer des Alterthums und der neuern Zeit durch, ihr werdet wenige finden, die nicht in der Erforschung der Natur und ihrer Gesetze, in der Betrachtung ihrer Schönheiten und Wunder, in dem Genusse ihrer Reize die angenehmste Beschäfti-

gung, die süßeste Erholung, die größte Freude gefunden hätten. Ihr, der Mutter unser aller, vertrauten sie gerne die stillen Freuden und die geheimen Leiden ihres Herzens; zu ihr nahmen sie in den Stunden des Ernstes, heiliger Vorsätze, harter Prüfungen so gerne ihre Zuflucht, bei ihr suchten und fanden sie Trost, Beruhigung und Aufheiterung; an ihrer Seite, geleitet von ihrer mütterlichen Hand, wandelten sie leichter, angenehmer und froher durch dieses Leben einem ewigen Frühling entgegen.

Ihr kennet die Liebe, mit welcher auch Jesus an der Natur hing, ihr wisset, wie oft er in ihrem offenen Tempel Lehren der Weisheit, Tugend und Religion verkündigte, wie gerne er aus ihr Beispiele und Gleichnisse heraushob, um allgemeine Wahrheiten zu versinnlichen und dem Auffassen derselben zu Hülfe zu kommen, wie er in

Stunden des Unmuths, der Vorbereitung und drückender Leiden zu ihr hineilte, um bei ihr Trost, Aufmunterung und Erquikkung zu suchen.

An diese Liebe edler, gefühlvoller Menschenfreunde zur Natur schließt sich gewöhnlich auch Liebe zur Jugend an. Die treflichsten Männer waren meistens auch große Kinderfreunde, beschäftigten sich mit Wohlgefallen mit der Jugend, heiterten sich in ihren Kreisen auf, und nahmen herzlich Theil an den Unterhaltungen und Freuden derselben. Ich kann mich auch hier auf den Stifter unserer Religion berufen. Ihr werdet euch alle dabei an manche seiner Reden erinnern, in welchen er seine liebevollen Gesinnungen für die Jugend deutlich genug an den Tag legte, und wenn ihr das heutige Evangelium durchleset, so werdet ihr auch darin ein Gleichniß finden, das sich auf die

Kindheit bezieht, und aus dem Kreise derselben genommen ist.

Warum ich diese vorläufigen Betrachtungen anstelle? Ich finde mich dazu auf eine doppelte Weise veranlaßt. Die uns umgebende Natur glänzt gerade jetzt in ihrer vollen Pracht; die Rauhheit der Wintermonate ist verschwunden, und mildere Lüfte wehen uns und die Erde mit ihren Gewächsen an; ein liebliches, erfrischendes Grün bedeckt Wiesen, Felder und Gärten; alles ist zu einem neuen Leben erwacht; die ganze Schöpfung athmet Freude und Anmuth, und ladet den gefühlvollen Naturfreund zu den reinsten, schönsten Genüssen ein. Wohl kann man den erschienenen Frühling mit den Worten des Dichters begrüßen:

Kind der Schönheit und der Freude,
Sey gegrüßt!

Das in seinem Blumenkleide
Lieblich wie ein Engel ist.
O du kommst, und lauter Wonne
Kränzet dich!
Heiter lächelt uns die Sonne;
Hirt und König freuen sich.

Sehet da die Veranlassung zu meinen Bemerkungen über die Freude weiser und guter Menschen an der Natur. Eben so natürlich werdet ihr es auch finden, daß ich sie mit der Freude an der Jugend in Verbindung gebracht habe. Erinnert die Jahreszeit, in der wir jetzt leben, erinnert uns der Frühling nicht lebhaft genug an die muntere, frisch aufblühende Jugend? Und sehen wir heute, in diesem Tempel der Gottheit, nicht eine beträchtliche Anzahl von Söhnen und Töchtern, deren Heranreifen unser Herz mit manchen angenehmen, süßen Hoffnungen

erfüllt, und auf denen daher unsre Blicke mit Vergnügen ruhen? Sehen wir nicht vor dem Altare dieses gottgeweihten Hauses eine Reihe von jungen Christen, die mit schnellem Schritte sich dem höheren Alter nähern, und heute das Glück genießen sollen, mit der christlichen Kirche in ein engeres, festeres Verhältniß zu treten, die bald durch ein feyerliches Gelübde sich verbindlich machen wollen, treu und redlich die Pflichten zu erfüllen, die aus diesem Verhältnisse hervorgehen? Könnten wir gleichgültig, könnten wir ungerührt bleiben bei diesem Anblicke und bei dem Gedanken an die Wichtigkeit der Verbindlichkeiten, zu denen sich jene christlichen Söhne und Töchter verpflichten wollen?

Ich thue vielleicht etwas den Zeitumständen und der heutigen Feyer unsrer Kirche Angemessenes, wenn ich die gegenwärtige

christliche Versammlung, wenn ich dich besonders, geliebte, aufblühende und heranreifende Jugend, damit beschäftige, daß ich den Frühling, als ein Bild der aufblühenden und heranreifenden Jugend, darstelle. Er, der die Sonne scheinen und regnen läßt, damit alles in der Natur gedeihe, der auch dich, o liebe Jugend, mit Vaterhuld, einem gewissenhaften Gärtner gleich, schützet und pfleget, er, der Gott der Liebe und Freude, segne mein Vorhaben, und schenke mir die Freude, zu sehen, daß ich nicht ohne Nutzen und Erfolg gesprochen habe.

Text. Jesus Sirach VI, 18 — 20.

Auch dieser weise Mann, dessen Worte ich eben vorgelesen habe, wählt bei den guten Lehren, die er der Jugend gibt, ein Gleichniß aus der Natur, das Bezug auf

die Jahreszeit hat, die uns jetzt so manchen angenehmen, frohen Genuß darbietet. Auch er veranlaßt mich, den Frühling, wie ich schon angegeben habe, als ein Bild der aufblühenden und heranreifenden Jugend darzustellen. Ich hoffe, es wird sich dabei manches Belehrende und Ermunternde nicht nur für unsre jüngere, sondern auch für die ältere Mitglieder dieser Versammlung anknüpfen lassen, und wenn die letztern auch nichts vernehmen, worauf sie nicht schon längst durch eigenes Nachdenken gekommen wären, so wird es doch nicht überflüßig seyn, sie an manches zu erinnern, dessen Andenken das Herz erfreut, ihnen manche süße Hoffnung vorzuhalten, und manche Pflicht ins Gedächtniß zurückzurufen.

Der Frühling, welch' ein schönes, treffendes Bild der aufblühenden Jugend! Lasset ihn uns von einigen Seiten betrachten.

Er verbreitet erstens neues Leben und neue Freude. Ich würde etwas Ueberflüßiges thun, wenn ich mich bemühte, dieses weitläuftig auseinander zu setzen. Bedarf es mehr als einer leisen Andeutung dessen, was ihr alle bereits oft genug gesehen, häufig genug genauer beobachtet, in reichlichem Maaße genossen habt? Wisset ihr es doch alle, wie im Frühlinge die gleichsam erstarrten Kräfte der Natur sich wieder zu regen und zu wirken anfangen, wie der Tod, der auf der Schöpfung zu ruhen schien, im freundlichen Lenze sich in ein leiseres Regen, und dieses Regen sich in Leben, in frohes, volles Leben umwandelt, wie in der thierischen Schöpfung insbesondere so manches aus seinem Schlummer zu lebendiger Thätigkeit erwacht, und diejenigen, die auf dem Siechbette seufzten, sich zu erholen, heiterer und gesunder zu werden anfangen;

wie Berg und Thal, Wälder und Auen, bekleidet mit dem unserm Auge so wohlthätigen Grün, und geschmückt mit einem bunten Gemische duftender Blumen; wie die Blüten der Bäume und die stärkenden Wohlgerüche derselben; wie der reine, blaue Himmel und die grünen Haine, belebt durch den Gesang der Vögel, wie dies alles die sanftern, süßeren Gefühle unsers Herzens weckt, uns zu leiser Ahndung des Göttlichen in der Natur stimmt, zu inniger Freude und Theilnahme auffordert, und zu den seligsten Genüssen einladet!

Daß dies alles in dem Frühlinge geschehe, wer von uns weiß dieses nicht besser, als es sich sagen läßt? Ist er in dieser Hinsicht nicht ein wahres Bild der aufblühenden und heranreifenden Jugend? In ihrem Kreise regen sich lebendige Kräfte, Munterkeit, Frohsinn, freudiger Muth. Wann ist der

menschliche Körper biegsamer, lebendiger und blühender, als in dem jugendlichen Alter? wann trotzt er mit mehr Entschlossenheit und mit mehr Erfolg den nachtheiligen Einflüssen der Witterung, den Beschwerden, der Gefahr, als in den Tagen der Jugend? wann regen sich die geistigen Kräfte lebendiger und schneller, wann ist unsre Einbildungskraft feuriger, Verstand und Vernunft für höhere Ideen empfänglicher, das Herz für alles Große und Edle mehr gestimmt, als in jenen glücklichen Jahren unsers Lebens, wo wir uns erst in diese Welt gleichsam einbürgern, und von dem Leben das Schönste, das Höchste erwarten? Ja Leben, reges Leben ist die erste Eigenthümlichkeit der Jugend, so wie die des Frühlings. Aber auch Freude, lebendige, innige Freude findet ihr in keinem Alter in dem Grade als in jenem zarteren Alter, das man, treffend genug, den Früh-

ling des Lebens zu nennen pflegt. Freude für Alt' und Jung. O es sind frohe, glückliche Jahre, die Jahre der Kindheit, die Jahre der Jugend! Freude bezeichnet jeden ihrer Schritte, Freude wacht mit ihr auf, Freude begleitet sie zu Bette. Mit Frühlingsanmuth lächelt der Jugend die Welt; alles erscheint ihr in rosenfarbnem Lichte; noch mindert keine drückende Sorge den Genuß der Gegenwart, kein Kummer verbittert ihr die Freuden der Erde, keine schmerzliche Täuschung erschüttert ihre Hoffnung und ihren Glauben, und das einengende Gefühl der Einförmigkeit und Ungleichheit dieses Lebens macht ihr noch nicht das Daseyn zur Last; sie fliegt, gleich einer Biene, von Blume auf Blume, und saugt ihre Süßigkeiten ein, sie pflückt Rosen, ohne die Dornen zu bemerken, ohne sie zu fühlen.

Glücklichen Jahre des menschlichen Lebens! wo nur Leben und Freude den Menschen, als treue Gefährtinnen, begleiten. Die Alten sehen es, und freuen sich, gleichwie über die Reize des Frühlings, über die aufblühende, über die heranreifende Jugend. Sie erblicken sich in derselben wieder, und träumen sich gerne in die glücklichen Tage zurück, wo auch sie in voller Jugendkraft der reinen, innigen Freuden genug genossen.

Und was soll ich von der Freude derer sagen, die in den aufblühenden Jünglingen und Mädchen Söhne und Töchter erblicken, die sie die ihrigen nennen? O die Freude läßt sich besser fühlen als beschreiben, die ihr redlichen Väter und Mütter bei dem Anblicke eurer aufblühenden und heranreifenden Kinder genießet! O daß der Genuß dieser reinen, seligen Freude euch durch nichts, durch nichts getrübt werde, daß ihr immer

mit Wohlgefallen hinblicken möget auf die, die euch ihr Leben verdanken, und das Bild eines heitern Frühlings an sich tragen!

Freuet euch, freuet euch, ihr, die ihr in der Blüthe eures Lebens stehet, ihr lieben, hoffnungsvollen Söhne und Töchter! Es ist erlaubt, mit frohem Sinn seine Tage zu genießen; denn Tugend und Freude sind innig verwandt; es knüpfet sie beide ein himmlisches Band! Aber nur jene reinere, edlere Freude, die bloß der Weise und Tugendhafte kennt, die aber ewig unbekannt bleibt dem leichtsinnigen Thoren, der ohne höhere Empfindung in irdischen Genüssen schwelgt. Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, machet, daß sich über eure Freude auch die freuen, an die euch Bande der Natur, der Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit fetten! daß eure theuren Väter und Mütter, eure Lehrer, Erzieher, Vorgesetzten und

Wohlthäter mit Wohlgefallen auf euch und euer aufblühendes Wesen hinsehen! Und so wie der Frühling ein ernsteres Ansehen annimmt, wenn er sich seinem Ende nähert, so müsse auch euer Verstand und Herz, ihr heranreifenden jungen Mitchristen, gesetzter, ernster und reifer werden! Ihr werdet mit weiser Mäßigung und edler Bescheidenheit eure Freuden genießen, wenn ihr den Frühling von einer neuen Seite betrachtet, und mit eurer Jugend auch in dieser Hinsicht in Verbindung bringt.

Der Frühling ist nämlich auch vergänglich. Nicht ewig währt die Milde des Lenzes mit seiner Anmuth und Schönheit; das frische Grün der Gewächse wird matter und welker, wenn die heissen Sommerstrahlen sie berühren; alles in der Natur nimmt dann eine ernstere, weniger freundliche Gestalt an; heftige Gewitter erschrecken

Menschen und Thiere, und die drückende Hitze der Sommermonate bringt Ermattung und manche daraus entspringende Unbequemlichkeiten hervor. Wie lange wird es noch währen, so ist der diesjährige Frühling, den wir kaum erst bewillkommt haben, dahin, und wir treten in den schwülen, heissen Sommer. Ist der Frühling nicht auch in dieser Hinsicht ein bedeutungsvolles Bild der Jugend?

Ich sehe um mich, und erblicke fast lauter christliche Brüder und Schwestern, die mit einem großen Dichter ausrufen müssen: „Des Lebens Frühling blüht nur Einmal; mir hat er abgeblüht!" Dahin, dahin sind die schönen Jahre der Freude, der kindlichen Unbefangenheit, der süßesten Hoffnungen, der Sorglosigkeit! O wohl allen denen, die, wenn gleich mit einer stillen Wehmuth, doch mit Zufrieden-

heit und einem reinen Herzen auf die goldnen Jahre ihrer Kindheit und ihrer spätern Jugend zurücksehen können!

Liebe, theure Jugend, nach wenigen Tagen gehet der gegenwärtige Frühling zu Ende. O erblicke in der Vergänglichkeit desselben die Vergänglichkeit deines Lebenslenzes! Wie lange wird es noch währen, und dieser ist auch dahin! Wie lange wird es noch währen, daß ihr besonders, christliche Söhne und Töchter, die ihr euch heute dem Altare des Herrn nähern wollt, in den Sommer tretet, wo ihr oft über die Hitze des Tages klagen werdet. Ach eure sorgenlosen Tage werden bald dahin schwinden; manche schwüle Stunde der Bangigkeit, des Kummers, der Verlegenheit wird euch drükken; wie ein brennender Sonnenstrahl wird manche Täuschung, die ihr im Leben erfahren werdet, euer Herz ermatten und nie-

derschlagen; manche schwere Sorge auf euch lasten, manches Ungewitter des Lebens euch Gefahren drohen, und euer Inneres erschüttern; bald, ach bald, werdet ihr auf die frohe Gegenwart mit bangen Gefühlen zurückblicken; denn so wie der Frühling, so ist auch eure Jugend vergänglich. Nur ein Mittel gibt es, den Frühling eures Lebens fest zu halten, und euch, durch frohe Erinnerung, eine ewige Jugend zu verschaffen. Reinheit des Herzens, Frömmigkeit und Tugend, haltet fest an diesen Kleinoden der Menschheit, und euer ganzes Daseyn wird den lieblichen Anstrich von Jugendlichkeit nie verlieren.

Ach, nur wenig' schöne Stunden
Lebest du,
Frühling! bald bist du verschwunden
Und dein Auge schließt sich zu.

Menschen, seht im flücht'gen Lenze,
Wie geschwind
Jugend, Schönheit, Reiz und Kränze
Hingewelkt und nicht mehr sind.

Wollt auch ihr, wie Frühlingstage,
Flüchtig seyn?
Soll mit jedem Stundenschlage
Sich nicht euer Lenz erneun?

O wählt daurendes Gepränge,
Denn ihr könnt's;
Tugend macht die Lebenslänge
Und die Ewigkeit zum Lenz.

Ihr werdet sie weise benutzen, die Zeit eurer Jugend, wenn ihr den Frühling von einer neuen Seite betrachtet, und dabei zugleich auf Jugend Rücksicht nehmet.

Der Frühling ist nämlich drittens die Zeit der Entwicklung al-

ler Naturkräfte, die Zeit des Säens und Pflanzens, ihm glei- chen dann, in Hinsicht auf die Erndte, der Sommer und der Herbst. Wer im Frühlinge die Entwik- kelung der Naturkräfte verhindert, vernich- tet diese fast ganz, und wird sie späterhin nur mit Mühe und nicht vollkommen zur Entwickelung bringen. Wer die Tage des Frühlings nicht zum Säen und Pflanzen be- nutzt, lässet die beste Zeit ungenutzt verstrei- chen, und muß im Sommer und Herbste auf eine lohnende Erndte Verzicht thun. Wer im Frühlinge die Gewächse, Pflan- zen, Blumen und Bäume, nicht sorgfältig genug pflegt, muß es sich gefallen lassen, daß sie welken und verdorren, daß schädliche Insekten und Würmer sie beschädigen und vernichten. Welch ein Sommer und Herbst wartet dagegen denjenigen, der von allem

das Gegentheil thut! Ist nicht auch in dieser Hinsicht der Frühling ein treffendes Bild der Jugend? In der Jugend entwickeln sich die Kräfte des Menschen am leichtesten, sie ist die beste Zeit, den Verstand auszubilden, und ihn mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, sich Einsichten und Fertigkeiten zu erwerben, das Gefühl für das Schickliche, Schöne und Erhabene zu verfeinern, und das Herz zu veredeln. Lasset, ihr jungen Söhne und Töchter, lasset diese Zeit ungenützt verstreichen, und die beste, glücklichste Zeit für eure Ausbildung ist dahin. Ach, dies fühlen so viele Erwachsene und Alte, die entweder keine Gelegenheit hatten, sich auszubilden, oder die diese Gelegenheit nicht gehörig benutzten; sie fühlen es tief, daß ihre schönste Zeit verstrichen ist, und daß es nun zu spat sey, in Kenntnissen und Wissenschaften schnelle und glücklich.

Fortschritte zu machen. Welch' ein Sommer, welch' ein Herbst wartet eurer, wenn ihr den Frühling nicht weise benützet. Unnütze Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werdet ihr seyn, die reinsten, schönsten Freuden, die den Gebildeten zu Theil werden, werdet ihr entbehren müssen, und euer höheres Alter wird nur Mißmuth und Verdruß über die verschwendete Jugend mit sich führen; ihr werdet nicht erndten, denn ihr habt nicht gesäet.

Aeltern, denen Gott Kinder geschenkt hat, damit sie zu guten Menschen erzogen werden, eure heiligste Pflicht ist es, für ihre Ausbildung schon in den frühern Jahren des Lebens Sorge zu tragen. Weder bei Gott, noch bei euerm Gewissen werdet ihr es verantworten, wenn euch die Erfüllung dieser Pflicht nicht am Herzen liegt; besonders in einem Zeitalter, wo der wohlthätige Geist ei-

ner bessern Erziehung und Bildung der Jugend so rege geworden ist, wo tausende von Schriftstellern dahin wirken, richtige Erziehungsgrundsätze zu verbreiten, und durch ihre Werke die Jugend nicht nur angenehm zu unterhalten, sondern auch zu belehren und zu veredlen, wo gut eingerichtete Schul- und Erziehungsanstalten in Menge errichtet worden, und tausende gutgebildeter, geschickter Lehrer für die Ausbildung der Jugend thätig sind! Ach, so glücklich waren unsre Vorfahren nicht! Aber um so mehr benutzet das Glück, das wir jetzt genießen, und machet Gebrauch von der Gelegenheit, die sich euch für die Ausbildung eurer Kinder darbietet. Ihr besonders, m. G., die ihr Mitglieder dieser Gemeinde seyd! Unsrer Jugend zum Wohle ist eine Lehranstalt gegründet, wo sie, wenn nur guter Wille da ist, viele gemeinnützige Kenntnisse sammeln und zum Guten

geleitet werden kann; eine Lehranstalt, deren Lehrer gerne auf den Genuß der meisten Lebensfreuden Verzicht thun, um ihren Schülern nur destomehr nützlich zu seyn. Wer wollte eine so gute Gelegenheit für das Beste seiner Kinder nicht benützen? Mit Freuden, und mit Dank gegen die Vorsehung, die über alle gute Anstalten waltet, bemerkt man auch, daß viele redliche Aeltern von dieser Gemeinde ihre Söhne und Töchter zum fleißigen Besuche unsrer Schule anhalten, und sich selbst weder durch die große Entfernung, noch durch Hindernisse von Seiten der Witterung darin irre machen lassen. Mit Freude und Dank gegen die Vorsehung bemerken die Lehrer unsrer Jugend, daß der bei weitem größere Theil derselben merkliche Fortschritte in Kenntnissen macht, und sich durch Fleiß sowohl, als gute Sitten auszeichnet.

Doch noch weit mehr als die Ausbildung des Verstandes eurer Kinder, lasset euch, ihr Aeltern, die Veredlung ihres Herzens angelegen seyn. Auch diese gelingt am besten, wenn damit in dem zarteren Alter schon der Anfang gemacht wird. O senket daher frühzeitig schon Keime des Guten in die Brust eurer Kinder, führet sie selbst, durch Lehre, noch mehr aber durch Beispiele zur Tugend an; entfernet sorgfältig, wie ein verständiger Gärtner die Würmer und Insekten von den Gewächsen, alles, was einen bösen Eindruck auf das sittliche und religiöse Gefühl eurer Kinder machen könnte. An ihrer Unschuld und Herzensreinheit nage nicht der Wurm des bösen Beispieles und des Lasters, sonst gehet ihr Herz und mit ihm ihr größtes Kleinod zu Grunde.

O ihr aufblühenden und heranreifenden Söhne und Töchter, sammelt in eurer Ju-

gend Weisheit ein, damit ihr euch darüber in spätern Jahren freuen könnet. Sollte euch das Sammeln auch Mühe kosten, o so überwindet eure Trägheit, und denket an die Früchte, die euch in dem Sommer, in dem Herbste und Winter eures Lebens erquicken werden. „Laß dich, lieber Jüngling, die Weisheit ziehen von Jugend auf, so wird ein weiser Mann aus dir. Stelle dich zu ihr wie einer, der da ackert und säet, und erwarte ihre guten Früchte. Du mußt eine kleine Zeit um ihretwillen Mühe und Arbeit haben; aber gar bald wirst du ihrer Früchte genießen.“ Widerstehet, liebe junge Mitchristen, widerstehet schon in eurer Jugend allen Reizungen zum Bösen, verachtet die Lockungen des Lasters, und lasset euch durch verführerische Beispiele und die Ausartungen

des sittlichen und religiösen Tones in unsern Tagen nicht abbringen vom Wege der Tugend. Milde Wärme ist es, wodurch der Frühling so viel Anmuth um sich verbreitet. O daß die Milde der Religion Anmuth über eure Sitten, über euer ganzes Wesen verbreitete!

Deiner Unschuld Blüthe schütze,
Liebe Jugend, schütze sie!
Daß sie nie, ach, nie verletze
Irgend eines Lasters Wurm!
Daß sie trage süße Frucht,
Die die Welt und dich erfreut.

Ich kann die Betrachtung nicht schließen, ohne noch mit einigen Worten auf eine andere Seite des Frühlings aufmerksam zu machen. Er ist vergänglich, aber er erneut sich mit jedem Jahre wie-

der. Unsers Lebens Frühling blüht in dieser Welt nur Einmal, aber einst soll er sich auch erneuen; einst sollen wir eine neue, verklärtere Jugend beginnen, und zu einem freudenreichen, ewigen Frühling eingehen. Lasset uns mit Trost auf diese Wiederkehr unsers Lebens hinblicken, und machet, ihr, die ihr noch in der Blüthe eures Daseyns stehet, daß aus eurer jetzigen Jugend einst eine reinere, edlere, höhere Jugend hervorgehe! Manche von euch beweinen schon den Verlust eines redlichen Vaters, oder einer zärtlichen Mutter, und alle von euch werden früher oder später dieselben Thränen weinen. O daß dieser Gedanke euch kräftig ermunterte, denen, die euch über alles lieben, Freude zu machen so lange sie noch euer sind! Habt ihr sie verloren, o so sehet mit hoffendem Herzen auf jenen neuen Frühling hin, den euch die Religion Jesu verheißt,

wo ihr die wiederfinden sollt, auf deren Grabeshügel hier eure Thränen fließen.

Redliche Väter und Mütter, möchte doch allen von euch der Himmel die Freude schenken, wohlgerathene Kinder vor euch zu sehen! Möchtet ihr bei dem Genusse der Frühlingsfreuden, auch der heiligen Freude über gute, edle Söhne und Töchter genießen! — Vater, der du über den Sternen thronst, der Landmann bittet um Sonnenschein und Regen, damit die Saaten und Gartengewächse gedeihen; wir bitten dich um etwas weit Höheres: Laß deinen Segen vom Himmel auf unsre Jugend fallen, damit sie gedeihe und zu seiner Zeit tausendfältige Früchte trage.

Ihr lieben Söhne und Töchter, die wir vor uns erblicken, erhebet eure Herzen zu dem Geber alles Guten, und flehet zu ihm: Vater im Himmel, schenke uns deinen Geist,

der uns in alle Wahrheit leite; laß uns weise unsre Jugend genießen, sie gehörig benutzen, und mit jedem Tage zunehmen an Weisheit und Tugend. Nur Thränen der Freude und des Danks sollen über uns fließen, und genießen wir einst einen ewigen Frühling, so mögen uns die, die wir hier als Aeltern verehren und lieben, vor deinen Thron führen, und zu dir sagen: Herr, hier sind die, die du uns gegeben hast; laß sie eingehen zu deiner Freude. Amen.

XVI.

Julius.

Von wohlhabenden Aeltern geboren, genoß Julius eine sorgenfreie, glückliche Jugend. Sein Vater, Eduard Weinhold, galt in der ganzen Gegend für den angesehensten, reichsten Handelsmann, seine Mutter für eine Dame, die mit einem gebildeten Geschmacke viel Liebe zur Pracht verband. In Weinholds Hause bot ein Vergnügen dem andern, eine Zerstreuung der andern die Hand; angesehene Fremde kehrten in demselben ein, und wurden fürstlich bewirthet; der höhere Adel versammelte sich wöchentlich Einmal bei Weinhold, und fand

bei ihm alles, was ein feiner Geschmack erheischte. Rauschende Vergnügungen waren hier an der Tagesordnung, und wer ein lebendiges Bild von Wohlleben und Prachtaufwand erhalten wollte, durfte nur das Treiben und Weben in Weinholds Hause beobachten.

Nur in stillen Familienkreisen gedeiht eine gute Erziehung. Kümmerlich entwickelt sich der Geist unter Zerstreuungen, und nur selten lassen sie das menschliche Herz rein und edel, wie es nach dem Willen dessen seyn sollte, der uns das Herz, der uns Gefühl fürs Schöne und Gute geschenkt hat.

Auch bei Julius, Weinholds einzigem Sohne, bewährte sich diese Wahrheit. Hunderte priesen ihn glücklich, daß er von reichen Aeltern geboren sey, denn nichts blendet den großen Haufen der Menschen so sehr als die vergänglichen Schätze dieser Erde.

Nur wenige Vernünftige dachten anders, und bedauerten, daß Julius, den die Natur mit schönen Anlagen ausgestattet hatte, von dem äusserlichen Glücke zu sehr begünstigt, und in einem Hause erzogen werde, in welchem eine gute Erziehung unmöglich statt finden konnte.

Schön von Gestalt, wurde Julius schon als Kind mit Liebkosungen aller Art überhäuft. Clementine, seine Mutter, nannte ihn gewöhnlich ihren allerliebsten Engel, die Perle ihres Hauses, die Krone der vornehmen Stadtjugend. Als sich vollends seine Talente immer schöner entwickelten, setzte sie ihren Lobeserhebungen keine Grenzen. Alle, die Weinholds Haus besuchten, kannten diese Schwäche der Mutter, und richteten ihr Benehmen darnach ein. Kaum hatte man sich um ihr eigenes Befinden erkundigt, so that man schon die Frage: Der liebe Julius ist

doch wohl auf, und macht Ihnen mit jedem Tage neue Freuden? Von nun an war denn gewöhnlich eine Zeitlang Julius der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Glückliche Mutter! hieß es hierauf, der Himmel hat Ihnen in Ihrem Sohne ein Kleinod geschenkt, worauf Sie alle Ursache haben, stolz zu seyn.

Clementine glaubte am besten zu handeln, wenn sie ihren Julius schon frühzeitig an den Gesellschaften Theil nehmen ließe, die sich in ihrem Hause versammelten. Er sollte schon als Kind sich an einen feinen, vornehmen Ton gewöhnen, um einst als Mann von Welt zu glänzen. Kaum konnte er noch lallen, als er schon von der Mutter ihren Gästen als kleines Mitglied des Zirkels vorgestellt wurde, und in seinem achten Jahre mußte er sie in fast alle Gesellschaften begleiten, die sie besuchte.

Man glaubte, alles gethan zu haben, wenn man für Julius einen Hauslehrer aufnahm, und ihm einen Bedienten gab, der französisch sprach. Er sollte viel lernen, aber nicht um einst damit seinen Mitmenschen zu nützen, sondern um mit seinen Kenntnissen und Fertigkeiten zu glänzen.

Julius machte große Fortschritte, denn er besaß ausgezeichnete Anlagen; in seinem neunten Jahre sprach er bereits ziemlich geläufig die französische Sprache, spielte fertig das Forte Piano, und tanzte mit einem Anstande, der besonders seine Mutter bezauberte. Dessen ungeachtet waren die Aeltern mit seinen Progressen, wie sie sich ausdrückten, nicht ganz zufrieden; sie verlangten von dem Lehrer, daß er ihn in den verschiedenartigsten Wissenschaften noch mit mehr Schnelligkeit weiter bringen sollte, und lächelten spottend, als er ihnen vorstellte,

daß dies den Geist des noch so jungen Julius zu sehr angreifen, seine Wißbegierde durch zu frühe Uebersättigung abstumpfen, und ihn zu einer Treibhauspflanze machen werde. Als er sah, daß seine Vorstellungen keinen Eingang fanden, entschloß er sich, die Ausbildung seines Zöglings nach den Wünschen der Aeltern zu betreiben.

Nach wenigen Jahren war Julius in Kenntnissen so weit, daß man ihn als ein Wunder von Gelehrsamkeit anstaunte. Dies schmeichelte seinen Aeltern nicht wenig, und sie belohnten den Lehrer reichlich für seine Mühe.

Da Julius so unvernünftig geliebt wurde, so vermochte er auch alles über seine Aeltern. Alle, auch die leisesten seiner Wünsche wurden mit zuvorkommender Güte erfüllt; es sollte ihm allezeit wohlgehen, keine Unannehmlichkeit begegnen, kein Vorfall

ihn glauben machen, als herrsche in der Welt noch etwas anderes als Freude; er wurde gleichsam auf den Händen des Wohlseyns getragen, auf dem sanften Schooße des Glückes gewiegt.

In der Stadt und der umliegenden Gegend war keine Belustigung, an der Julius nicht Theil nehmen durfte. Selten wurde in dem Schauspielhause ein schönes Stück gegeben, das er nicht sah — überall, wo etwas Anziehendes zu sehen war, fand man auch den kleinen Julius.

Mit Geschenken wurde Julius täglich überhäuft. Eins war kostbarer als das andere. Am Ende fand er selbst an den schönsten Sachen keinen Gefallen mehr. An seinem zehnten Geburtstage wollte ihm die Mutter mit einem ungemein netten Kästchen eine Freude machen, das aus England verschrieben worden war, und mehrere Ducaten ko-

stete; allein Julius nahm es ziemlich gleichgültig auf, stellte es zu seinen übrigen Kostbarkeiten, und sah es diesen Tag nicht mehr an. Die Mutter, um ihn für das Geschenk zu interessiren, füllte das Kästchen mit Speciesthalern, und machte ihn darauf aufmerksam. Er öffnete es, lächelte freundlich über den Silberschatz, und dankte der Mutter. Aber den Tag darauf ließ ihn der Anblick der Thaler gleichgültig, und da ihn der Vater fragte, was er mit seinen Capitalien anfangen werde, antwortete er kalt: er achte ihrer nicht, die Mutter könne sie zurücknehmen. Ein Gleiches geschah, als ihm die Mutter ein Jahr darauf eine goldne Dose mit Ducaten gefüllt zum Angebinde schenkte.

Julius schwelgte im väterlichen Hause in den ausgesuchtesten Genüssen; alles, was das In- und Ausland Kostbares und Leckerhaftes darbot, war ihm bekannt; er durfte nur

ein Wort sprechen, und das Beste, Schmackhafteste stand ihm zu Gebote. Viele beneideten sein Glück — die Thoren, als wenn Ueberfluß wahres Glück verschaffen könnte! Sie ahndeten nicht, wie übel Julius mit sich selbst daran war, sie kannten nicht die Leere seines Herzens, das stumpfe Gefühl, das ihn bei den angenehmsten, glänzendsten Zerstreuungen des väterlichen Hauses gleichgültig ließ, den Ueberdrüß, der sein Innres erfüllte, und seine tiefe Abneigung gegen das Leben.

Julius darb im Ueberflusse — es ging ihm wie denjenigen, die mit überfülltem Magen an einer wohlbesetzten Tafel nicht Vergnügen an den kostbaren Gerichten, sondern Ekel vor denselben empfinden. Er war geistig und leiblich übersättigt — geistig und körperlich stumpf geworden, und in jenem traurigen Zustande, in welchem man Welt, Men-

schen und Leben bis zum Ueberdrusse fade und leer findet, und sich nach Vernichtung sehnt. Langsam schlichen ihm die Tage des freudenlosen Lebens dahin, und er, der alles, was die Erde Schönes darbietet, im Ueberflusse hatte, klagte in seinen ältern Jahren bitterlich über die Flachheit und Reizlosigkeit des menschlichen Daseyns.

Die Aeltern des übersättigten Julius waren mit der Kälte und Gleichgültigkeit ihres Sohnes sehr unzufrieden. Den Grund davon suchten sie in einem körperlichen Uebel; ach, er lag viel tiefer, er lag in einer unvernünftigen Erziehung, und in der thörichten Gewohnheit, den Sohn mit angenehmen Genüssen zu überhäufen, statt ihn zur Mäßigung und Beherrschung seiner selbst anzuhalten.

Der alte Weinhold machte bis zu seinem Tode als Großhändler die wichtigsten Geschäf-

te, ließ sich kurz vor seinem Ende baronisiren, und hinterließ große Reichthümer. Clementine starb bald nach ihm, und Julius sah sich im Besitz eines Vermögens, wie es im ganzen Lande kein Privatmann aufweisen konnte.

Aber all' diese Schätze machten den reichen Julius nicht glücklich. Alles Sinnlichangenehme, was in der Welt zu genießen war, hatte er bereits genossen; für ihn schien es nichts Neues mehr zu geben, und was auch immer diejenigen, die als alte Bekannte sein Haus besuchten, vorschlagen und zu seiner Aufheiterung erdenken mochten, ihn rührte nichts mehr — an nichts auf Erden konnte er mehr Geschmack finden.

So verstrichen ein paar Jahre. Er näherte sich den dreißigen, und ward des Lebens mit jedem Tage überdrüßiger. Man rieth ihm, sich durch eine Reise nach Italien zu

zerstreuen, und er ließ sich bewegen, sie anzutreten. Kaum hatte er aber zehn Meilen zurückgelegt, als er seinen Entschluß änderte, und nach seinem Wohnorte umkehren ließ.

Unter seinen Bekannten war der junge Baron von Blumenau unstreitig der vernünftigste, würdigste Mann. Seine Geschäfte erlaubten ihm nur selten, den unglücklichen Julius zu besuchen. Aber allemal bot er seine Kräfte auf, ihn aufzuheitern, und ihm von dem menschlichen Leben eine freundlichere Ansicht beizubringen. Vergebens! Julius war seines Daseyns überdrüßig, und wünschte sich den Tod; nur in manchen Augenblicken schien er neu aufzuleben, aber bald versank er wieder in seine vorige Gleichgültigkeit.

Da Julius an den Menschen und ihrem Leben und Weben keinen Gefallen fand, so

zog er sich immer mehr aus ihrer Gesellschaft zurück, und wurde am Ende fast ein Einsiedler. Kaum zweimal in der Woche fuhr er aus; zu Fuße sah man ihn fast nie. Bei dieser Lebensart mußte sich seine Menschenscheu vermehren; sie verwandelte sich auch bald genug in einen entschiedenen Menschenhaß.

Immer größer wurde der Trübsinn des Unglücklichen. Eine düstre Melancholie erfüllte sein Inneres. So hatte er — gefoltert durch Mißmuth — einen traurigen Winter verlebt. Der Frühling begann, und sein Herz wurde etwas heitrer. Er pflanzte in seinem Garten Blumen, und schien an ihnen viel Freude zu haben. Aber plötzlich änderte sich diese bessere Stimmung. Der reine, blaue Himmel wurde umwölkt, die Luft feucht, das Wetter trübe und regnerisch. Julius fühlte sich schwach, und hat-

te nicht Muth genug, dem Einflusse des ermattenden Wetters zu widerstehen. Da dieses eine Woche lang fortgedauert hatte, wurde er am Ende so mißmuthig und düster, daß er einen fürchterlichen Entschluß faßte.

Er verließ sein Haus. Zwei Bekannte begegneten ihm, und redeten ihn an. Julius gab ihnen keine Antwort; er schien sie nicht einmal zu bemerken, und schritt, in Gedanken vertieft, langsam weiter. In den Vorstädten wurde er, da er nicht um sich sah, von einer Kutsche beinahe umgefahren. Eine kleine Stunde von der Stadt lag ein Wald, durch den die Landstraße ging. Dahin wandelte er. Mehrere, die ihm begegnet waren, erzählten, daß er traurig und verzweiflungsvoll vor sich hergegangen sey und gebetet habe.

Julius erreichte den Wald und trat hinein. Auf der Fahrstraße kam eben eine Kutsche daher gerollt. Ein Reisender, der darin saß, winkte mit dem Taschentuche, aber Julius bemerkte es nicht. Der Reisende stieg ab, und folgte ihm in den Wald. Welch eine Schreckensscene für ihn. Er erblickte den zur Verzweiflung hingerissenen Julius, wie er unter einer Eiche eine Pistole hervorzog, den Hahn spannte, und eben im Begriff war, seinen Kopf zu zerschmettern, und dadurch einem Leben ein Ende zu machen, das ihm so sehr zur Last geworden war.

Halt ein, Unglücklicher! schrie der Reisende, sprang zu Julius, rang ihm die Pistole aus der Hand und schoß sie los.

Julius sah sich um, und erblickte in seinem Retter den Baron von Blumenau.

Beschämt stand Julius da, sprach lange kein Wort. Welchen schrecklichen Entschluß hat dir dein verzweifelndes Herz eingegeben! sprach Blumenau. Julius, kam ich nicht, so lagst du in diesem Augenblicke schon in deinem Blute, und dein Leben war dahin, noch ehe du es zum Besten deiner Nebenmenschen anwandtest.

O hättest du mich sterben lassen, erwiederte der Unglückliche, so wäre ich nun von diesem abgeschmackten, faden Leben befreit, das für mich eine Hölle ist!

Julius! entgegnete Blumenau, nur deine düstre Seelenstimmung läßt dich so sprechen. Du, ein Kind, ein Liebling des Glückes, das im Ueberflusse schwelgen kann, du kannst das Leben von einer so schwarzen Seite ansehen? du, den Tausende überglücklich preisen?

Ueberglücklich! überglücklich! rief Julius in bitterem Tone aus, ja wohl bin ich überglücklich!

Nur von dir, gewiß nur von dir hängt es ab, mein Julius, glücklich zu seyn, und Andre glücklich zu machen, versetzte Blumenau. Dein Herz ist im Grunde so gut —

O Blumenau! rief Julius, und lag dem redlichen Freunde weinend an der Brust, ach, wenn du wüßtest, was in diesem Herzen vorgeht; es war gut, nun nicht mehr.

Noch ist es im Grunde gut, entgegnete Blumenau, nur allzudüster, zu sehr umfüllt von trüben Ansichten. Es muß heitrer werden, dann wird es auch besser seyn.

Blumenau, schluchzte Julius, ich bin für die Welt, und die Welt ist für mich verloren. Nichts fesselt mich mehr an sie.

Auch die Liebe deines Freundes nicht, der dich mit Innigkeit, mit den aufrichtigsten Gesinnungen an sein Herz drückt?

Blumenau zog ihn an seine Brust, herzte und küßte ihn gerührt, und männliche Thränen perlten aus seinem blauen Auge.

Julius fühlte die aufrichtige Theilnahme des Freundes; schon lange war er nicht so stark bewegt; die bessern Gefühle erwachten in seinem Innern, er ergriff Blumenau's Hand, schüttelte sie treuherzig und sprach: Bleibe mein Freund, und werde mein Rathgeber.

Blumenau that ihm den Vorschlag, die Stadt auf eine Zeitlang zu verlassen, mit ihm auf seine Güter zu kommen, und in seinem Hause den Sommer zuzubringen. Meine Reise hieher, sprach er, hat keinen andern Zweck, als dich zu mir abzuholen. Meine Gattinn ladet dich freundlich ein, und bittet um gefällige Annahme ihrer Einladung; meine zwei Kinder freuen sich auf deine Ankunft, und haben schon ein paar Blumen-

stöcke für dich gepflanzt. Daß du mir eine große Freude gewährst, wenn du meine Bitte, zu kommen, erfüllst, darf ich dir nicht erst ausdrücklich versichern.

Ich komme! ich komme! rief Julius aus, und schüttelte dem Freunde die Hand.

Noch an diesem Tage fuhr Blumenau mit Julius nach dem Dorfe Blumenau, das er zur Hälfte besaß. Julius hatte es noch nie gesehen. Ungemein reizend war die Lage des Ortes; Wiesen, durchflossen von Bächen, und kleine Obstwäldchen umgaben ihn. Die Wohnung Blumenau's war einfach schön; an sie stieß ein großer herrlicher Garten. Die Unterthanen des Barons befanden sich in einem guten Zustande, waren betriebsam, gefällig, und größtentheils wohl ausgebildet. Ihre Häuser, rein angestrichen und mit Bäumen bepflanzt, gewährten einen erfreulichen Anblick.

Julius befand sich schon beim ersten Anblicke des romantisch liegenden Dorfes wohl. Als sie noch ein paar hundert Schritte davon entfernt waren, kam schon Caroline, die trefliche Gattinn des Baron Blumenau, mit ihren zwei kleinen Töchtern. Ein freudiges Willkommen tönte ihnen entgegen. Die Mädchen liefen dem Vater entgegen, reichten ihm Blumen und riefen: Vater, ist das Freund Weinhold?

Als der Vater ihre Frage bejahte, ergriffen sie des Freundes Hand, küßten sie, und hießen ihn herzlich willkommen. Voll weiblicher Anmuth empfing Caroline den Gatten und Freund, und Julius gestand es sich heimlich, daß es noch gute und glückliche Menschen gebe, fühlte aber auch zugleich, daß er nicht in ihre Reihen gehöre.

Das Schloß des Baron von Blumenau fand Julius einfach eingerichtet; aber wo-

hin er auch blicken mochte, überall her lächelten ihm Ordnung, Reinlichkeit und ein geläuterter Geschmack entgegen. Er fühlte sich darin ungemein gemüthlich, so wie er sich unter der Pracht seines Hauses nie gefühlt hatte.

Blumenau führte ihn in den Garten. Auch hier waren die Anlagen einfach, aber schön und einladend. Julie und Marie — die Töchter Blumenau's — hatten sich in eine Laube versteckt. Als der Vater sich mit dem Freunde näherte, sprangen sie fröhlich hervor, und boten dem Gaste die schönsten Gartenerdbeeren mit einer Freundlichkeit dar, die sein Herz erheiterte. Bald kamen auch ein paar ehrwürdige Männer des Ortes, und brachten ihrem Herrn einige Levkojenstöcke von ausgezeichneter Schönheit. Ihr Benehmen war so treuherzig, daß Julius ihnen recht gut wurde.

Unter einfachen, aber herzlichen Familienfreuden verging der Tag. Am Abende umarmte Julius seinen Freund Blumenau, und sagte bewegt: Blumenau, du bist ein glücklicher Mann! o wäre ich dies auch.

Mit Dank erkenne ich es, sprach Blumenau, daß Gott mir so viele Freuden schenkt. Einst, als ich noch in dem Gewirre der Stadt lebte, war ich nicht so glücklich. Im Stadtgetümmel lebt man nie recht eigentlich; man genießt sich fast nie selbst, ist fast immer ein Sklave Andrer, ein Sklave des Wohlstandes, des herrschenden Tones und geist- und herztödtender Zerstreuungen. Wie ganz anders fühle ich mich, seitdem ich auf dem Lande Leben und Geschmack an den einfachen, reinen Freuden finde, die mir hier zu Theil werden. Es geht doch nichts über die Freuden der Natur und des stillen häuslichen Lebens!

Ein paar niedliche Zimmer wurden dem Hausfreunde Julius zur Wohnung eingeräumt. Die stärkende reine Landluft, die Abgeschiedenheit von leerem Prunk, von Mißgunst und allem Ettiketenzwange, die zuvorkommende Gefälligkeit der Blumenauischen Familie — dies alles wirkte vortheilhaft auf Julius Seele. Es ging für ihn ein neues, holderes Leben auf, und gierig genoß er die Freuden desselben.

Lieber Julius, sprach eines Tages Blumenau, ich schmeichle mir, daß es dir bei uns wohlgefallen wird.

Sehr wohl, mein theurer Freund, versetzte Julius, in meinem Innern hat es sich merklich geändert, das Leben fängt an mir Reize zu entfalten, die ich bisher nicht kannte, nur sinke ich bisweilen in meinen sonstigen Zustand von Schwäche, Gleichgültigkeit und Ueberdruß zurück. Ich hoffe, es

soll immer besser mit mir werden; ich will mich anstrengen, ich will Mann werden.

Ein schöner, treflicher Entschluß! sprach Blumenau, würdig eines Herzens, wie das deinige! „Sey mein Rathgeber!“ sagtest du in jener unglücklichen Stunde zu mir, in der ich dich nahe am Abgrunde fand. Ich will es seyn, aber bist du auch geneigt, mein Julius, dem Rathe deines Freundes zu folgen?

Gewiß, mein theurer Blumenau, gewiß! versetzte Julius, und sah den Freund mit einer Offenheit und Treuherzigkeit an, die ihn tief rührte.

Nun so höre denn meinen Rath, sprach Blumenau. Du verkaufst dein Haus in der Stadt, und ziehest auf das Land, genießest dort eine reine, gesunde Luft, nimmst dir eine treue, liebenswürdige Gattinn, wandelst mit ihr im Schooße der Natur durchs

Leben, beförderst das Wohl derjenigen, die von dir abhängen, besuchest mich fleißig, und siehest am Ende mit Ruhe dem Freunde entgegen, der dich einem besseren Leben zuführt.

Mit wenigen Worten malst du mir ein reizendes Leben, erwiederte Julius, aber gib mir auch Kraft, dieses Leben zu erschaffen. An dieser Kraft — doch was rede ich —

Ich verstehe, versetzte Blumenau! nur Muth gefaßt, mein Julius. Wer nur ernstlich will, vermag gar vieles. Jene Kraft wird sich schon einfinden. Nur ein halbes Jahr verweile bei mir auf dem Lande, und laß dir meine Lebensweise gefallen, und ich stehe dir dafür, daß du bald anderes Sinnes werden sollst.

Gerne ließ sich Julius diesen Vorschlag gefallen, und gab sich der Leitung des Freun-

des ganz hin. Blumenau machte von nun an den Erzieher. Fünf Uhr Morgens nahm er seinen Gast in den Arm, und wandelte mit ihm in den Garten. Hier grub er mit ihm zwei Stunden lang, jätete Unkraut aus, beschnitt und pfropfte Bäume, oder arbeitete sonst etwas, wobei die Glieder des Körpers in eine stärkende Bewegung gesetzt wurden. Anfangs fielen diese Anstrengungen dem nervenschwachen Julius sehr hart, aber nach und nach gewöhnte er sich daran, und fand sie am Ende leicht und angenehm. Sein Körper erstarkte, und das Gefühl der erhöhten Kraft konnte für Julius nicht anders als erheiternd seyn. Gewöhnlich kam zu Ende der Gartenarbeiten Blumenau's liebenswürdige Gattinn zu den grabenden Männern, lächelte freundlich über ihre Thätigkeit, und belohnte sie mit schmeichelhaften Worten, die ihres Eindrucks bei Julius nicht verfehlten.

In ihrer und der muntern Töchter Gesellschaft wurde dann — gewöhnlich unter freiem Himmel — ein einfaches Frühstück eingenommen, wobei Scherz und Gesang bisweilen die Seele in eine frohe Stimmung versetzten.

Vor dem Mittagsessen, das aus zwei, drei Gerichten bestand, wurde gewöhnlich ein starker Spaziergang vorgenommen, und nach Tische wieder etwas gearbeitet. Mit körperlichen Beschäftigungen wechselten geistige Unterhaltungen ab; das Beste von den guten Schriftstellern der Deutschen, Franzosen und Engelländern wurde vorgelesen; man sprach darüber, bildete dadurch immer mehr sein Urtheil, und verband auf diese Weise geistigen Genuß mit sinnlichem. Oft wurden die nahen Berge bestiegen, gute Freunde mitunter besucht, gefischt, gesägt und gekegelt.

Bei dieser einfachen, aber an Abwechslung hinlänglich reichen Lebensart vergaß Ju-

lius seine vorigen, in Schlaffheit und Gleichgültigkeit verlebten Jahre, und ward ein neuer, kraftvoller Mensch. Alles, was er in der Stadt besaß, verkaufte er, und brachte die zweite Hälfte des Dorfes Blumenau an sich.

Von nun an war er voll der gemeinnützigsten Entwürfe. Er baute ein Schloß, das er noch einfacher einrichtete als Blumenau das seinige, verbesserte auf alle mögliche Art seine Ländereien, und suchte nach Kräften den Wohlstand der Unterthanen zu erhöhen. Wenn er einen wohlthätigen Plan entworfen hatte, eilte er damit zu seinem Freunde Blumenau, und legte ihm denselben vor, besprach sich mit ihm darüber, und freute sich kindlich, wenn er dessen Beifall erhielte. Verbunden mit ihm ließ er eine schöne Schule errichten, und besetzte die Lehrerstelle mit einem geschickten jungen Manne.

Nach zwei Jahren verehelichte sich Julius mit einer Nichte von Blumenau, einem tugendreichen, treflichen Wesen, und fühlte sich in ihrem Besitze ungemein glücklich.

In dem Schooße der Natur und Freundschaft lebte Julius immerfort rastlos thätig, geliebt von den Unterthanen, einer treuen Gattinn, drei Kindern und mehreren redlichen Freunden. Seine Kinder erzog er strenge, und übte sie besonders in der Enthaltsamkeit und Beherrschung ihrer selbst. Sie sollen nicht so unglücklich werden, als ich einst war, sagte er oft, und schlug ihnen zuweilen auch unschädliche Bitten ab, um sie an Genügsamkeit und Entbehrung zu gewöhnen. Als er nicht mehr war, segneten sie ihn dafür, und rühmten die Weisheit, mit der er sie erzogen hatte. Noch immer spricht ganz Blumenau mit Ehrfurcht und Liebe von ihm.

Inhalt.

1. Die Blattern. 9
2. Die Freundliche. . . 25
3. Das Denkmal. . . . 37
4. Am Grabe eines verdienten Lehrers. 70
5. Der Geizige. . . . 71
6 Ueber den Werth der Freundschaft. 104
7. Die Leichtsinnige. . . . 132
8. Eleonore, oder kindliche Dankbarkeit. 153
9. Die zwei Schwestern. . . 170
10. Antoinette. 209
11. Das Gewissen (Beschluß) . 220
12. Marie und Philippine. . . 245
13. Mütterliche Liebe und weiblicher Muth. 252
14. Trost. An Lina. . . 263
15. Der Frühling, ein Bild der Jugend. 264
16. Julius. 295

Druck u. Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung, empfehle ich folgende Schriften, die bei mir erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind.

Amanda und Eduard, ein Roman in Briefen, herausgegeben von Sophie Mereau 2 Bände. Mit Kupf. 8. auf gegl. Velinpapier. 3 Rthlr oder 5 fl. 30 kr.
Dasselbe auf Schreibpapier. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 15 kr.
Dasselbe auf Druckpapier. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Blasche, B. H. der technologische Jugendfreund oder unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniß derselben 3 Theile mit vielen Kupfern. Jeder Theil einzeln. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 12 kr.

Ewald, Dr. J. L. Die Kunst ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. 2 Bände. Mit 8 Kupf. u. Musik. Auf Velinpapier und verändertem Formate. 4 Rthlr. 12. gr. oder 8 fl. 15 kr.

Vorstehendes Buch auf Schreibpap. mit 8 Kupf. 2 Rthlr. 16 gr. o. 4 fl. 51 kr.

Dasselbe auf Druckpap. ohne Kupf. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Ewald. Dr. J. L. Der gute Jüngling, Gatte und Vater oder Mittel um es zu werden. 2 Bände. Mit 8 Kupf. Auf Velinpapier und verändertem Formate. 5 Rthlr. 12 gr. oder 10 fl. 3 kr.

Dasselbe auf Schreibpap. mit 8 Kupf. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 24 kr.

Dasselbe auf Druckpap. ohne Kupf. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 15 kr.

Dessen Communionbuch gr. 8. Auf Druckpapier 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Dasselbe auf Schreibpap. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Poetische Fragmente von Tian. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Fröbing, J. L. der Menschenbeobachter. Ein Lesebuch für alle Stände. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Gernings, J. J. Reise durch Oesterreich und Italien 3 Bände mit 5 Kupf. gr. 8. 4 Rthlr. 16 gr. oder 8 fl. 33 kr.

Glatz, J. Iduna. Ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend.

2 Bände. Mit Kupfern. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Dasselbe auf Druckpapier wohlfeile Ausgabe.

Halem, v. G. A. E. Blüthen aus Trümmern. M. Kupf. 8. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin; als Denkmal kindlicher Liebe herausgegeben von Helmina 8. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. 3 kr.

Bunte Reihe kleiner Schriften von Sophie Brentano 8. 1 Rthlr. 12 kr. oder 2 fl. 45 kr.

Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück. 6 Bände 8. 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. Jeder Band einzeln 1 Rthlr. 8 kr. oder 2 fl. 24 kr.

Schlegel, Fr. Europa. Eine Zeitschrift. 4 Hefte. 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl. Jedes Heft einzeln 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Snells, J. P. L. Sittenlehre in Beispielen für Bürger und Landleute 2 Theile. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Sittenlehre für Kinder. 8. 10 gr. oder 45 kr.

Spielalmanach für die Jugend von Guthsmuths 2 Jahrgänge. Mit vielen Kupfern. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Steigentesch, v. A. F. Gedichte 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Suschens Aussteuer, eine Geschichte der Frau von Sanneterre; von ihr selbst erzählt. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Vermächtniß an Helena von ihrem Vater, von G. F. Niemeyer. Dritte verb. Auflage. Auf Schreibpapier. Mit Kupf. 1 Rthlr. 12 kr. oder 2 fl. 45 kr.

Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupfer. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Volks-Sagen. Nacherzählt von Otmar. Mit Kupfern. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Friedrich Wilmans.

1. 2.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Theone ein Geschenk für gute Töchter ; zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls ; ein Seitenstück zur Iduna, einem moralischen Unterhaltungsbuche für die weibliche Jugend
Bd.: 1

Frankfurt a. M. (1806)

Paed.pr. 1236-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759810-6